Biogr.
1105

(Sophie Charlotte)
Biogr. 1105 r Varnhagen

<36602378000013

<36602378000013

Bayer. Staatsbibliothek

Leben
der Königin von Preußen
Sophie Charlotte.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Berlin, 1837.
Bei Duncker und Humblot.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Frau Gräfin

Bertha Yorck v. Wartenburg,

gebornen v. Brause,

widmet dieses Bild

in ehrerbietiger Huldigung und treuer Anhänglichkeit

Varnhagen von Ense.

Für die Biographie giebt es kein allgemeines Vorbild; sie ist ein Gewand, dessen Zuschnitt sich nach der wirklichen Gestalt richten muß, dessen Zusammensetzung und Fülle durch Stoff und Hülfsmittel bedingt werden. Hieran zu erinnern sind wir besonders gedrungen, da wir das Leben einer Königin zu schildern unternehmen, das in geistigem Anschauen leicht als ein herrliches Dasein zu erkennen, in seinen Einzelheiten aber nur dürftig überliefert ist. Durch allgemeinere Behandlung würde hier ein mehr künstlerisches Bild möglich werden, doch für die geschichtliche Treue schien ein besserer Gewinn, unsre Schilderung überall an thatsächlichen Angaben hinzuführen, so viele deren nur aufzufinden und heranzuziehen waren.

Die Prinzessin Sophie Charlotte von Hannover wurde im Jahre 1668 am 20. Oktober auf

dem Schlosse Iburg im Hochstift Osnabrück geboren. Ihr Vater Ernst August war als Prinz von Hannover im Jahre 1662, seiner Anwartschaft gemäß, zum Fürstbischof von Osnabrück eingesetzt worden, wie denn der westphälische Friedensvertrag die seltsame, in weltlichem und geistlichem Sinne übelerdachte Festsetzung enthielt, daß in diesem ansehnlichen Bisthum, dessen Besitz keine der streitenden Religionspartheien der andern ganz überlassen wollte, abwechselnd ein katholischer und ein protestantischer Fürstbischof auf einander folgen, der letztere aber stets ein Prinz aus dem hannöverschen Hause sein sollte. Ernst Augusts Gemahlin war Sophie, Prinzessin von der Pfalz, Tochter des unglücklichen Friedrich von Simmern, Kurfürsten von der Pfalz, der im Beginn des dreißigjährigen Krieges durch die Wahl der Stände von Böhmen die Krone dieses Königreichs erlangt, aber sie durch die Schlacht auf dem Weißenberge bei Prag gegen die Macht des österreichischen Hauses schnell wieder verloren, und hierauf auch seine Stammländer und die Kurwürde eingebüßt hatte. Dieser Kurfürst Friedrich hatte zur Gemahlin die einzige Tochter des Königs von Schottland Jakob Stuart, Sohnes der durch ihre Schönheit und durch ihre Schick-

sale berühmten Maria Stuart. Die Gaben der Natur und des Geistes, welche dem Geschlechte der Stuarts eigneten, vererbten sich auf ihre Nachkommen; die Leidenschaften der Maria, der Hang zum Nachdenken in Jakob, bildeten sich auf verschiedene Weise aus; durch die Verbindung mit dem pfälzischen Hause verstärkten sich die mitgebrachten Erbtheile, und der weitere Uebergang aus dem pfälzischen in das hannöversche Haus, und von da in das brandenburgische, erhob und veredelte sie. In jeder neuen Zumischung deutschen Blutes gewann sichtbar jenes schottische an Kraft und Maß.

Schon König Jakob I von Schottland war bekannt als ein Fürst, der die Wissenschaften schätzte, und ihrer Pflege fast mehr Zeit und Aufmerksamkeit widmete, als seiner Stellung gemäß erschien. In der Stille zu denken und zu grübeln, war ihm Bedürfniß; er verfaßte sogar einige Schriften, in welchen freilich kein großer Geist sich offenbarte. Sein Ehrgeiz erhob sich nur zu Ansprüchen, aber zu keiner Handlung; lässig und schwach, versäumte er die wirksame Thätigkeit, ohne welche kein Herrschen bestehen kann.

Seine Tochter Elisabeth, Gemahlin des schon genannten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, theilte

die väterlichen Neigungen vollkommen, aber mit besserer Ausstattung an Seelenstärke und Entschlossenheit. Ihr Ehrgeiz war kraftvoller und eingreifender, als der des Vaters, und ihr Antrieb hauptsächlich bestimmte den Gemahl, die dargebotne Krone von Böhmen anzunehmen. «Wenn er sich nicht getraue eine Krone anzunehmen,» sagte sie, «so hätte er auch nicht eine Königstochter freien sollen.» Auch in dem Hange zu den Wissenschaften zeigte sie festeren Boden und Erfolg. Sie hatte unter des Vaters Augen und Leitung schon in früher Jugend Griechisch und Latein sorgfältig erlernt, dann mit Leichtigkeit die neuern Sprachen, und bald mit Leidenschaft auch die schwersten Gegenstände des Wissens erfaßt. Ihre Gelehrsamkeit wurde berühmt, und hätte, wie man sagte, auch einen Mann gar wohl geziert, so umfassend und gründlich waren ihre Kenntnisse, und so bedeutend wußte sie solche darzuthun und zu gebrauchen. Nach dem unglücklichen Ausgange der böhmischen Unternehmung folgte sie ihrem Gemahl nach Holland, wo dieser eine Zuflucht und mannigfache Hülfe fand. So lange er lebte, schien er die Hoffnungen auf die Krone von Böhmen nicht aufzugeben; sein Tod aber, im Jahre 1628, gab seine Familie dem traurigsten Unglück

preis. Die Söhne zerstreuten sich, je nachdem sich ihnen eine Aussicht bot. Seine Wittwe, welche noch immer Elisabeth von Böhmen hieß, lebte anfangs im Haag, dann zu Rhenen in der Provinz Utrecht. Sie widmete sich mit großem Fleiße der Erziehung ihrer Töchter. Zu diesem Zweck, und zur eignen Unterhaltung, zog sie Männer von Geist und Gelehrsamkeit in ihren Kreis. Für die Ausbildung des Geistes gab sie aber ein besseres Beispiel, als für die Beherrschung der Neigungen. Die Wiedereinsetzung ihres Sohnes als Kurfürst von der Pfalz befriedigte ihren Ehrgeiz nicht; sie hätte für sich persönlich Macht und Ruhm zu erlangen gewünscht. Sie nahm zuletzt ihren Aufenthalt in London, wo sie im Jahre 1662 starb. Von ihren dreizehn Kindern, fassen wir diejenigen, welche nicht früh starben oder nur unbedeutend blieben, der Reihe nach in raschen Ueberblick.

Ihr Sohn Karl Ludwig hatte nach dem Tode seines ältesten Bruders, der an der holländischen Küste ertrunken war, die Pfalz und die Kurwürde durch den westphälischen Frieden wiedererlangt, und erwarb den Ruhm eines klugen und einsichtsvollen Fürsten. Ein zweiter Sohn, Ruprecht, wurde Viceadmiral von England; er war ein tapfrer Kriegs-

held, zog sich aber späterhin aus dem öffentlichen Leben zurück, und überließ sich seiner Neigung zu den Wissenschaften, besonders der Naturforschung. Aus seinen Versuchen ging das nach ihm genannte Prinzenmetall hervor. Ein dritter Sohn, Eduard, war in Frankreich katholisch geworden, und hatte die Prinzessin von Gonzaga, Schwester der Königin von Polen, geheirathet. Ein jüngster Sohn, Philipp, starb im Kriege dreiundzwanzig Jahr alt.

Nach diesen vier Söhnen sind nun vier Töchter zu nennen. Zuerst die der Mutter gleichnamige Prinzessin Elisabeth, in welcher die geistige Natur der Mutter und deren gelehrte Leitung am entschiedensten hervordrang. Sie war im Jahre 1618 geboren, und hatte schon als Kind durch den Unterricht der Mutter sechs Sprachen erlernt. Als sie heranwuchs, wurde sie auch mit der Litteratur dieser Sprachen vertraut; allein Geschichte, Beredsamkeit und Dichtkunst genügten ihr nicht, sie fühlte sich zu den tieferen Wissenschaften hingezogen, und studirte mit Eifer Philosophie und Mathematik. Als aber einige Schriften von Descartes ihr in die Hände fielen, glaubte sie bis dahin noch nichts gelernt zu haben, und verfolgte mit Leidenschaft diese neueröffnete Bahn. Die Philosophie von

Descartes erschien zu ihrer Zeit so gelegen, entsprach so sehr dem geistigen Bedürfnisse, daß sie, wie in späteren Zeiten die Kantische, allgemeinen Eingang fand, und auch die Frauen zur größten Theilnahme anregte. Die Königin Christina von Schweden wurde eine Schülerin von Descartes, die Frau von Grignan, Tochter der Frau von Sévigné, zeigt sich uns in der letztern Briefen als seine entschiedenste Anhängerin. Die Prinzessin Elisabeth aber scheint als wissenschaftliche Denkerin diesen noch weit vorangegangen zu sein. Sie verschmähte den Glanz weltlicher Größe, und wollte nicht Königin von Polen werden, um nur ihrer Geistesbeschäftigung ungestört nachzuhängen. Sie hatte das heftigste Verlangen, nachdem sie die Schriften von Descartes durchstudirt, ihn nun auch persönlich kennen zu lernen. Er hatte bei einer frühern Anwesenheit in Holland schon den Vater der Prinzessin, den unglücklichen Friedrich von der Pfalz, kennen gelernt, als Elisabeth noch ein kleines Kind gewesen. Jetzt hatte er Holland zum dauernden Aufenthalt erwählt, wechselte aber oft seinen Wohnort und verheimlichte ihn sorgfältig, um in stiller Verborgenheit zu leben. Er war daher in der Nähe, aber dennoch schwer zu erreichen. Endlich gelang

es der Botschaft der Prinzessin, zu ihm zu dringen und seinen Besuch zu erbitten. Er staunte über ihre großen Geistesgaben, die eben so leicht auffaßten, als tief eingingen. Seine Unterredungen führten sie schnell auf die Höhe seines Wissens; seiner Geometrie und Metaphysik hatte sie sich bald durchaus bemeistert. Sie war über stolze Vornehmheit erhaben, Descartes keiner demüthigen Schmeichelei fähig, auf der gemeinsamen Höhe des Denkens verschwand jede äußere Ungleichheit, und so gestaltete sich zwischen beiden der edelste Umgang, die reinste Freundschaft. « Gott, die Natur, der Mensch, — sagt Thomas in seiner Lobschrift auf Descartes — das Unglück dem er unterworfen ist, und die Hülfsmittel glücklich zu sein, die ihm noch übrig sind, seine Pflichten und seine Schwachheiten, der innere Zusammenhang aller seiner Beziehungen, dies sind die Gegenstände ihrer Gespräche und ihres Briefwechsels. » Welchen Geist er in der Prinzessin verehrte, und wie ergeben er ihr sei, bezeugte Descartes öffentlich, indem er ihr sein Werk « die Prinzipien der Philosophie » widmete. Er sagt in der Zueignung, er habe niemals jemanden gefunden, der seine Schriften so allgemein und so wohl verstanden habe, wie die Prinzessin, die er überhaupt we-

gen ihrer Persönlichkeit, und ihrer Gemüths- und Sinnesart durchaus rühmt; und schon in den ersten Zeilen bemerkt er, es würde ihm schlecht anstehen, hier zu schmeicheln, wo er die Grundfesten aller Wahrheiten, die dem Menschengeist erreichbar sind, zu legen strebe. Im Jahre 1646 schrieb Descartes eigends für die Prinzessin Elisabeth seine Abhandlung von den Leidenschaften. Er blieb bis an sein Lebensende in vertrautem Briefwechsel mit ihr, und suchte sie in ihren Unglücksfällen zu trösten und zu stärken. Den traurigen Anlaß hierzu bot das fernere Lebensgeschick Elisabeths nur allzu reichlich. Ein schreckliches Ereigniß zerrüttete ihr ferneres Leben. Ihre Mutter hatte als Wittwe in ihrem Gefolge einen französischen Edelmann de l'Epinay, den man im Besitz ihrer größten Gunst glaubte. Er war den Kindern allen verhaßt, und mit dem jüngsten Sohn Philipp in offner Feindschaft; dieser letztere fühlte sich gekränkt und beleidigt, sann auf Rache, und ging in seiner Wuth so weit, den Franzosen im Haag umzubringen. Die Mutter war in Verzweiflung über diese That, und da ihre Tochter Elisabeth ihr der Mitwissenschaft, ja des Anreizes zu dem Morde schuldig schien, so sollte diese ihr nie wieder vor Augen kommen. Die

unglückliche Prinzessin, welche vergebens um Gehör bat und ihre Unschuld betheuerte, irrte eine Zeit lang umher, suchte Schutz und Anhalt in Kassel, in Heidelberg, bis ihr endlich in Westphalen eine Zuflucht eröffnet wurde. Als Aebtissin von Herford lebte sie daselbst ihre noch übrigen Jahre in der Mitte geistreichen und gelehrten Umgangs, den sie bloß nach diesen Eigenschaften ohne Unterschied des Geschlechts und der Religion auswählte, und den ihre Auszeichnung mächtig anzog und fesselte. Der Name Descartes stand hier im größten Ansehn, und wurde stets mit Verehrung ausgesprochen. Sie überlebte ihren Freund noch über dreißig Jahr, und starb 1680.

Eine Schwester dieser durch ihre Verbindung mit Descartes berühmten Prinzessin Elisabeth hieß Luise Hollandine, und traf ein ganz verschiedenes Lebensloos. Sie hatte in dem Unglück ihres Hauses sich nach Frankreich gewendet, war dort gleich einem jüngern Bruder katholisch geworden, und lebte im Schutz und in den Hoffnungen, welche Ludwigs XIV Macht ihr verlieh. Sie wurde später Aebtissin von Maubuisson, und führte als solche ein sehr freies und reiches Leben. In ihr waren die Leidenschaften der Mutter am stärksten durch-

gebrochen, ihr geistlicher Stand hinderte sie nicht an weltlicher Ueppigkeit; man sagte ihr nach, sie habe vierzehn Kinder bekommen, und sich dessen mit trotziger Laune berühmt. In den schönen Künsten wohlunterrichtet, übte sie die Mahlerei mit besonderer Vorliebe, und beschenkte mit ihren Gemählden ihre eigne und die benachbarten Kirchen. Sie erreichte das hohe Alter von sechsundachtzig Jahren, und starb 1709 in Maubuisson. Man wird hier mit Vergnügen die Schilderung lesen, welche ihre Nichte, die Herzogin von Orleans, in ihren Briefen von dieser Tante giebt: « Man kann nicht glauben, wie angenehm und possierlich die Prinzeß von Maubuisson war, ich besuchte sie allezeit mit Freuden; die Zeit wurde mir keinen Augenblick lang bei ihr. Ich kam gleich mehr bei ihr in Gnaden, als alle die andern Niecen, denn ich konnte mit ihr reden von allem, was sie in ihrem Leben gekannt hatte; das konnten die andern nicht. Sie sprach oft deutsch mit mir, konnte es gar wohl. Sie hat mir ihre Komedie erzählt; ich sagte: wie sie sich an das alberne Klosterleben hätte gewöhnen können? Sie lachte, und antwortete: « Ich spreche nicht mit den Nonnen, als nur um meine Ordres auszutheilen.» Sie hatte eine taube Nonne in ihrer Kammer, um

nicht zu sprechen. Sie sagte: sie hätte allezeit das Landleben geliebt; sie bilde sich ein, daß sie wie eine Landjungfer lebte. Ich sagte: Aber nachts aufstehen und in die Kirche gehen? Sie antwortete im Lachen: ich wüßte nicht wie die Mahler wären; sie sähen gerne finstere Oerter, und den Schatten, so die Lichter machten, das gäbe ihr alle Tage neue Künste zur Mahlerei; alles konnte sie drehen, daß es nicht mehr albern schien.»

Henriette Marie, die dritte dieser Schwestern, war an den Fürsten von Siebenbürgen Sigismund Ragoczy verheirathet, und starb in mittleren Jahren.

Die vierte endlich, Prinzessin Sophie, Mutter unsrer Sophie Charlotte, kam den 13. Oktober 1630 zur Welt, zwei Jahre vor dem Tode ihres Vaters, unter den traurigsten Umständen, welche kein Wiederaufkommen des gestürzten Hauses erwarten ließen. In dieser Tochter jedoch hatten die starken und entgegengesetzten Richtungen, in denen dieses von der Natur reichbegabte Geschlecht bis dahin ringen mußte, ein glückliches Gleichgewicht gefunden, und so gemäßigt bildeten sie den schönsten Verein. Von den heftigen Neigungen der Mutter und Schwestern hatte die Prinzessin Sophie nur eine gesunde und frische Lebhaftigkeit, klugen Sinn und

Trieb für die Welt, von dem philosophischen Tiefsinn und gelehrten Forschungsgeiste nur einen reichen Antheil an höherem Verständniß und den frohen Genuß heitrer Geistesregungen. Der französische Schriftsteller Chevreau sagte späterhin von ihr und ihrer Schwester Elisabeth, daß in Frankreich kein schönerer Geist, als jene, und keine gründlicher gelehrte Person, als diese, aufzufinden sei. Die Sorgfalt der Mutter trug in ihr die schönsten Früchte, ihre Erziehung konnte für durchaus gelungen gelten. Ihre glänzende und liebenswürdige Erscheinung soll auf den römischen König Ferdinand IV, Bruder des nachherigen Kaisers Leopold I, einen tiefen Eindruck gemacht haben, und er sie zu heirathen willens gewesen sein, allein er starb in der Blüthe der Jugend, und Sophie wurde im Jahre 1658 dem Prinzen Ernst August von Hannover vermählt. Er war der jüngste von vier Brüdern, einnehmend von Gestalt, freigebig, muthvoll, für seine Gattin von großer Aufmerksamkeit.

Diese damals von beiden Seiten keine großen Aussichten gewährende Verbindung des pfälzischen und hannöverschen Hauses erhielt in der Folge die größte Wichtigkeit, und Sophie war berufen, das letztere durch ihre Vermittlung zu höchster Würde

und Macht aufsteigen zu sehn. Sie kam diesem Berufe durch die eigenthümliche Kraft und Klugheit, mit denen sie die dargebotenen Gelegenheiten aufnahm und behandelte, glücklich zu Hülfe, und kein geringer Theil heutiger Welterscheinung ist auf das Leben und Wirken der Prinzessin Sophie ruhmvoll zurückzuführen.

Sophie Charlotte war das vierte Kind aus dieser Ehe zwischen drei älteren und drei jüngeren Brüdern. Als einzige Tochter genoß sie der vorzüglichen Sorgfalt ihrer Mutter, sie empfing guten Unterricht im Lateinischen, sie sprach bald Französisch, Italiänisch und Englisch mit gleicher Leichtigkeit, wie ihre Muttersprache; die Erlernung und Uebung der Musik wurde nicht verabsäumt; zu den ernstern Wissenschaften bezeigte sie großen Eifer, und liebte überall den Grund und Zusammenhang der Dinge zu erfahren, oder durch Nachdenken herauszubringen. Ihre Hofmeisterin Frau von Harling war durch Karakter und Bildung ausgezeichnet, und blieb lebenslänglich mit Mutter und Tochter durch Vertrauen und Zuneigung verbunden. Der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz hatte seiner Schwester Sophie und dieser Frau von Harling schon früh auch seine Tochter anvertraut. Er lebte mit seiner Ge-

mahlin nicht in gutem Vernehmen, und gab daher diese Tochter, von ihrem vierten Jahre an, zu der klugen und muntern Tante, wo in jedem Betracht vortrefflich für sie gesorgt wurde; sie kehrte erst nach mehreren Jahren zurück. Bis in ihr neunzehntes Jahr war sie reformirten Glaubens; erst um ihrer Heirath willen nahm sie den katholischen an. Der große Kurfürst soll als Wittwer ihre Hand gewünscht haben, ihr es aber bedenklich gewesen sein, schon erwachsene Stiefsöhne zu bekommen. Sie wurde dann 1671 mit dem Herzog Philipp von Orleans, Bruder Ludwigs XIV, vermählt. Auch diese Fürstin hatte ihre eigenthümliche Auszeichnung, des pfälzisch-hannöverschen Hauses würdig, dem sie angehörte. Sie gab in der allgemeinen Verderbniß des französischen Hoflebens das Beispiel strenger Tugend und Ehrbarkeit, zeigte aber darum nicht weniger Verstand und muntern Sinn für die weltlichen Dinge. Sie war ihrem Gemahl mit pflichtmäßiger Treue, dem Könige, der sie ungemein achtete und werth hielt, mit bewundernder Zuneigung aufrichtig ergeben, fügte sich aber in die französischen Verhältnisse nur so viel als unumgänglich erfordert war; sie haßte die Frau von Maintenon, und hegte großen Widerwillen gegen die Sit-

ten und Art des französischen Hofes, dem sie, bei sonstiger Leutseligkeit und Güte, stets das Gewicht ihres schroffen deutschen Fürstenstolzes fühlbar machte. Sie behielt die unerschütterlichste Liebe zu ihren hannöverschen Verwandten, und ihre liebste Beschäftigung war, sich in ihr Kabinet einzuschließen und deutsche Briefe zu schreiben, in denen sie alle Vorgänge des Tages und ihre Meinungen darüber offenherzig mittheilte. Was von diesen Briefen bekannt gemacht worden ist, zeugt von rücksichtslosem Gradsinn und derber Natürlichkeit, die um so wirksamer auf einem Gebiet erscheinen, wo man diese Eigenschaften am schnellsten abzulegen pflegt. Von Iburg und Hannover behielt sie zeitlebens die wärmste Erinnerung, und freute sich noch in ihrem Alter an den Lutherischen Liedern, die sie von ihrer dort verlebten Kindheit her fest im Gedächtniß behalten hatte. Mit ihrer geliebten Tante und mütterlichen Pflegerin Sophie stand sie in regelmäßigem Briefwechsel, und klagte über jeden versäumten Posttag. Ihre Zuneigung hatte sich auch frühzeitig auf Sophie Charlotte übertragen, die sie zuletzt als ein schönes Kind gesehen hatte, das in jeder Art eine herrliche Entwicklung hoffen ließ.

Im Jahre 1679 trat das wichtige Ereigniß

ein,

ein, daß Ernst August, für den früher keine Aussicht gewesen, jemals mehr zu werden als Fürstbischof von Osnabrück, durch den Tod seiner ältern Brüder Herzog von Hannover wurde. Von dieser Zeit nahm sein Haus einen stets höheren Schwung; sein Hof erhielt ein reicheres und mächtigeres Ansehn. Seine Gemahlin, die nunmehrige Herzogin Sophie, trug durch ihren kräftigen Lebenssinn und maßhaltenden Verstand hiezu wesentlich bei. Ernst August und Sophie hatten das Glück, daß mit dieser Erbfolge auch Leibnitz ihnen angehörig ward. Der große Gelehrte, Philosoph und Weltmann, war für Hannover von unschätzbarem Werthe; seine Dienste, sein Eifer und selbst sein Ruhm wirkten thätig zur Erhebung dieses Hauses mit, für alle Mitglieder desselben wurde seine treue Freundschaft wie sein edler Geist wohlthätig und fruchtbar, sein Dastehen inmitten dieses Fürstengeschlechtes gehört unter die schönsten Erscheinungen der Geschichte. Die Herzogin Sophie, fähig einen solchen Genius zu würdigen, wurde seine treuste Beschützerin und Freundin, sie besprach mit ihm die höchsten Geistesfragen, und vertraute seiner Klugheit die wichtigsten Familienanliegen. Auch Sophie Charlottens frühe Jugend entfaltete sich unter diesem wohl-

thuenden Einflusse, und schon in dem kindlichen Gemüthe keimten die Gefühle der Verehrung und Dankbarkeit für den weisen Lehrer und Freund ihrer Mutter, der in späteren Jahren ebenso der ihrige wurde.

Der Herzog Ernst August liebte die Welt zu sehen, nahm an den Feldzügen gegen die Franzosen tapfern Antheil, und machte nach dem Frieden von Nimwegen mit großem Aufwand im Jahre 1680 eine Reise nach Italien, wo er sich besonders wohlgefiel. Auf dieser Reise begleiteten ihn auch die Herzogin Sophie und ihre Tochter Sophie Charlotte. Für diese wurde die frühe Lebensanschauung von Italien höchst wichtig, ihre Urtheile bildeten sich freisinniger aus, ihr Geschmack in Künsten empfing entscheidende Eindrücke, besonders in der Musik, auf welche sich ihre ganze Neigung wendete. Ein gelehrter und wohlgesinnter Italiäner, der Abbate Hortensio Mauro, der um diese Zeit nach Hannover kam und sich dem Dienste des Hofes mit treuer Anhänglichkeit widmete, unterhielt den Sinn und die Neigung für italiänische Sprache und Kunst, während er zugleich an allem Theil nahm, was den heitern Kreis jener geistreichen Geselligkeit belebte.

Ein Badeaufenthalt der Herzogin Sophie mit ihrer damals dreizehnjährigen Tochter Sophie Charlotte im Jahre 1681 zu Pyrmont wird deßhalb angemerkt, weil der Kurfürst von Brandenburg Friedrich Wilhelm der Große und der Kurprinz Friedrich mit seiner schon leidenden Gemahlin sich ebenfalls dort einfanden, und der letztere hier Sophie Charlotte zuerst sah, deren Schönheit und Geistesbildung ihm außerordentlich auffiel. Nicht weniger Bewunderung erregte die junge Prinzessin am Hofe zu Berlin, wo sie mit ihren Eltern im nächsten Winter zum Besuch erschien. Die Verhältnisse des Hauses Hannover bedurften in vielen Bezügen eines guten Einverständnisses mit dem Hause Brandenburg, und besser, als den Gesandten und Ministern, gelang es schon damals dem guten Sinne der Herzogin Sophie, die freundschaftlichen Gesinnungen zu beleben und die Störungen abzuwenden.

Beziehungsreicher und für Sophie Charlotte gewiß eindrucksvoller war eine Reise, welche sie mit ihrer Mutter zwei Jahre später nach Frankreich machte. Die Verschiedenheit der Religion hatte die Familienbande nicht geschwächt, und die Herzogin Sophie war ihrer katholisch gewordenen Schwester der Aebtissin von Maubuisson, von Herzen zuge-

than. Mehr noch, als mit dieser, von der doch manche Ungleichheit der Ansicht und des Wandels sie trennte, stimmte sie mit ihrer Nichte und geliebten Pflegetochter, der Herzogin von Orleans, überein. Auch eine Tochter ihres in Frankreich katholisch gewordenen und früh verstorbenen Bruders Eduard lebte, dem Prinzen von Condé vermählt, am Hofe Ludwigs XIV. Diese theuren Verwandten zu sehen, war für die Herzogin längst ein tiefer Wunsch, dessen Erfüllung nun um so leichter gewährt wurde, als hiebei zugleich manche Vortheile zu benutzen standen, welche sich am französischen Hofe durch solche nahe Verknüpfungen darboten. Die hannöverschen Gäste wurden zu Versailles mit größter Zuvorkommenheit aufgenommen, nicht nur von ihren Verwandten, sondern auch von dem Könige selbst, und von allen Gliedern der Königlichen Familie. Die Herzogin Sophie gab zwar einigen Anstoß, weil sie den König nicht Sire, sondern nur Monsieur nannte, allein Ludwig XIV wollte es mit einer fremden Fürstin nicht so streng nehmen. Sie gewann durch ihren lebhaften und praktischen Geist, dem etwas spöttische Schärfe sich glücklichst beimischte, sehr schnell Ansehen und Zuneigung. Nicht mindere Anerkennung fand Sophie

Charlotte; der Bewunderung ihrer Schönheit gesellte sich das noch größere Erstaunen über die Reife ihres Verstandes und den Umfang ihrer Kenntnisse. Ludwig XIV selbst war von der liebenswürdigen Erscheinung der funfzehnjährigen deutschen Prinzessin eingenommen, und faßte den Gedanken, sie mit einem französischen Prinzen zu vermählen. Daß Friedrich der Große den Herzog von Burgund als diesen bezeichnet, ist gewiß ein Irrthum; aber auch der Dauphin, welchen Erman an die Stelle setzt, kann nicht der rechte sein, denn dieser war schon vermählt, und der genannte Autor büßt in diesem Mißgriffe nur die Verwirrung, die er selbst angerichtet, indem er Einmal die hannöverschen Prinzessinnen im Jahre 1683, und ein Andermal im Jahre 1679 zu Versailles sein läßt. Vielleicht war die Absicht einer Verheirathung nur im Allgemeinen und noch gar nicht so bestimmt angedeutet, wenigstens kam es zu keiner förmlichen Eröffnung. Staatsgründe konnten den Blick nach anderer Seite lenken, Schwierigkeiten in Betreff der Religion sich ankündigen. Es ist nicht ausgemacht, daß Mutter und Tochter in eine Religionsveränderung würden gewilligt haben, wiewohl für beide die verschiedenen Glaubensbekenntnisse keine schroffe Trennung

setzten, und sie schon in ihrer eignen Familie gewöhnt waren, über diese Unterschiede hinwegzusehen. Einen Versuch von Seiten der Gemahlin des Connetable Colonna, bei einer früheren Anwesenheit in Rom, die Herzogin für die katholische Religion zu gewinnen, hatte die gescheidte Fürstin leicht abgleiten lassen. Der französische Agent Gourville, welcher mit Aufträgen Ludwigs XIV im Jahre 1680 und nochmals im Jahre 1686 in Hannover war, glaubte auch das Verdienst erwerben zu können, die ganze Familie zu bekehren, und baute dabei auf Aeußerungen der Billigkeit und Duldung, die er gehört hatte, die aber noch lange nicht zu solcher eitlen Erwartung berechtigen konnten. Das Absehen der hannöverschen Gesinnungen, in welche auch Leibnitz thätig einging, war wohl auf Vereinigung der verschiedenen Glaubensbekenntnisse, aber nicht auf einen Uebertritt gerichtet. Wir finden übrigens nur die Angabe von Pöllnitz, daß die Herzogin Sophie jenen Gedanken einer französischen Verbindung lebhaft ergriffen hätte, natürlich aber blieb die Betrachtung solcher damals hervorgetretenen Möglichkeiten ein wohlgefälliges Spiel für die Einbildungskraft, und daher hat auch von dieser

Seite sich einige Ueberlieferung der Sache erhalten, die auf französischer Seite schon früher vergessen wurde.

In Frankreich, und zwar meist in Versailles und der Umgegend, blieben Mutter und Tochter über ein Jahr; wie erfüllt dieses für Sophie Charlotte, wie bildend für ihren Geist und Geschmack, und besonders für ihr geselliges Betragen, sein mußte, läßt sich bei einiger Kenntniß der damaligen Zustände leicht erachten. Im Frühjahr 1684 erfolgte die Rückkehr nach Hannover Der Herzog Ernst August reiste wieder nach Italien, allein Gemahlin und Tochter begleiteten ihn diesmal nicht. Er gefiel sich besonders in Venedig, wo er große Summen für die Kriegsvölker zog, welche er in Gemeinschaft mit seinen Brüdern zum Kriege gegen die Türken den Venetianern überlassen hatte; er gab jedoch so prächtige Feste, daß ihm von jenen Summen nichts übrig blieb. Die klugen und sorgsamen Minister, bedenklich über die lange Abwesenheit und den großen Aufwand in der Fremde, bewirkten späterhin, daß eine italiänische Oper in Hannover eingerichtet wurde, denn der Reiz der Musik war es besonders, der den Herzog bisher immer nach Ita-

lien gezogen hatte. So gewann Hannover doppelt an Glanz und Lebhaftigkeit, und wurde nun selber ein Ort, der die Fremden anzog.

Nach der Rückkehr von Paris, wurde für Sophie Charlotten ernstlich an eine Vermählung gedacht, welche schon gegen Ende des dortigen Aufenthalts im Stillen zu Berlin war eingeleitet worden. Der Kurprinz Friedrich von Brandenburg hatte seine Gemahlin, geborne Prinzessin von Hessen-Kassel, durch einen schnellen Tod verloren, und da er noch ohne Erben, so schien seine Wiedervermählung nahe bevorzustehen. Jetzt sehen wir öfter die Verbindungen auch in den höchsten Kreisen vorzugsweise durch Wohlgefallen und wechselseitige Neigung bestimmt, wenn auch Familienbezüge und Staatsgründe meistentheils überwiegen. Damals aber kamen fast nur diese in Betracht, und besonders wurde dem weiblichen Sinn und Herzen zugemuthet, schweigend und willenlos einer fremden Wahl zu folgen. Diesem Schicksal entging auch Sophie Charlotte nicht, in all ihrer Geistesbegabung, Schönheit und Glückeslage hiedurch irdischem Zwange unterthänig, der die gelungensten Menschenblüthen nicht selten am härtesten faßt. Der Kurprinz war erst sechsundzwanzig Jahr alt, aber un-

ansehnlich, verwachsen, weder hervorragenden noch selbst jugendlichen Geistes; er liebte Pracht und Ceremonien, folgte bei vieler Bedächtigkeit dennoch leicht ungeprüften Eindrücken, und seine bessern, dem Staate vortheilhaften Eigenschaften traten wenig hervor. Sophie Charlotte hatte in ihrem dreizehnten Jahre, wie bereits erwähnt ist, den Kurprinzen zu Pyrmont gesehen, und im nächstfolgenden Jahre zu Berlin, wohin der hannöversche Hof zum Besuch gekommen war. Die Herzogin Sophie, von Liebe für die geistverwandte Tochter erfüllt, glaubte doch vor allem beobachten zu müssen, was der Stellung und Würde ihres Hauses gemäß erschien, und für dieses wie für die Prinzessin selber mußte diese Verbindung mit dem Kurprinzen von Brandenburg ein äußerst wünschenswerthes Loos dünken. Die Herzogin behielt stets ihren höheren Zweck im Auge, und überzeugte leicht ihren Gemahl, daß hier die eigne Erhebung mit der ihrer Tochter zugleich befördert werden könne; die einsichtsvollen, treuen Räthe stimmten ihr eifrig bei. — Der Staatsminister Otto Grote war schon im Herbste des Jahres 1683 nach Berlin gesandt worden, und kehrte im Anfange des Jahres 1684 nochmals dahin zurück. Neben andern Geschäften hatte

er auch die Unterhandlung wegen der Heirath klug und vorsichtig geführt, und diese Sache, troß mancher Schwierigkeit, glücklich zum Schlusse gebracht. Die zweite Gemahlin des großen Kurfürsten, geborne Herzogin von Holstein-Glücksburg, Stiefmutter des Kurprinzen und künftige Schwiegermutter Sophie Charlottens, war besonders abgeneigt in eine Verbindung zu willigen, welche ihren geheimen Wünschen nicht entsprechen konnte; ihr Widersinn wurde jedoch für den Augenblick beschwichtigt, und die Vermählung fand ohne Zögern Statt.

Der Kurprinz begab sich im September 1684 mit großem Gefolge nach Hannover, wohin der große Kurfürst ihn zu begleiten durch Gicht verhindert war. Der Bräutigam erfreute sich der Festlichkeiten, in welchen der sechszehnjährigen Sophie Charlotte die überfüllten Tage schnell vergingen. Am 28. September geschah mit großer Feierlichkeit die Trauung zu Herrenhausen, wo Schloß und Gärten darauf noch eine Reihe glänzender Feste sahen. Ein goldner Ring, welchen der Kurprinz seiner verstorbenen Gemahlin zu Ehren hatte machen lassen, beider Namenszug vereinend und zwei einander fassende Hände mit der Inschrift à jamais darstellend, sprang während dieser Trauung plötzlich auseinan-

der, und der Aberglaube deutete das Ereigniß auf ein angebliches Versprechen des Kurprinzen, nicht wieder zu heirathen. Die Prinzessin legte kurz vor der Trauung ihr Glaubensbekenntniß ab; die Kurfürstin Sophie war der reformirten Kirche, in der sie erzogen worden, stets treu geblieben, und hatte auch ihre Tochter zumeist dorthin geleitet, allein für diese war aus Staatsklugheit das öffentliche Bekenntniß bis zu ihrer Verheirathung unbestimmt geblieben, weil erst dann sich würde beurtheilen lassen, welches ihren Verhältnissen gemäß sein würde; zwischen dem Lutherischen und reformirten Glauben wollte man keinen großen Unterschied machen, schwieriger wäre es mit dem katholischen gewesen; der Prinzessin aber mußte es erwünscht sein, indem sie den Umständen gehorchte, keine andre Bahn erwählen zu dürfen, als die ihr durch ihre Mutter ohnehin eröffnet und vertraut war.

Die Rückreise des Kurprinzen mit seiner nunmehrigen Gemahlin nach Berlin geschah ebenfalls mit großem Prunk, und am 14. November hielten sie ihren feierlichen Einzug. Feste und Lustbarkeiten dauerten auch in Berlin geraume Zeit, und Hof und Stadt lebten in Glanz und Freude.

Berlin war unter der langen Regierung des

großen Kurfürsten kräftig emporgestiegen; die Volksmenge betrug gegen 24,000, mehr als das Dreifache der Einwohner, welche jener Fürst vorgefunden hatte. Besonders aber wurden die Ordnung und Reinlichkeit der Stadt, der Wohlstand und die Bildung der Einwohner, so wie der Glanz und Geschmack des höheren Lebens einstimmig anerkannt und gepriesen, und wirkten anziehend für Fremde, welche theils als Gäste verweilten, theils auf immer sich niederließen. Unter den letztern befanden sich schon damals viele Flüchtlinge aus Frankreich, zum Theil die vornehmsten und gebildetsten Familien, welche des reformirten Glaubens wegen ihre Heimath mieden, und hier Schutz fanden. In den folgenden Jahren nahm diese Einwanderung nur immer stärker zu, und selten hat ein Land fremde Ankömmlinge in solcher Menge und zugleich solchen Werthes aufgenommen; die französischen Refugié's waren fast ohne Ausnahme, von den geringsten bis zu den höchsten Klassen, die achtbarsten und nützlichsten Staatsbürger, ausgezeichnet durch persönliche Bildung und fruchtbare Thätigkeit. Die Lebensart wurde reicher und angenehmer durch sie; sie brachten feinere Sitten und Gewohnheiten, geschmackvollere Kenntnisse und Kunstfertigkeiten mit;

durch die größere Verbreitung der französischen Sprache, welche ausgebildet und fertig mehr als die deutsche sich zum Gebrauche darbot, nahm die gesellige Unterhaltung einen neuen Aufschwung, der mittelbar auch auf die deutsche Sprache zurückwirkte. Für Sophie Charlotte war es ein günstiges Geschick, einen so reichen Lebensreiz, der an der Spree sie die schönen Erinnerungen von Paris wiederfinden ließ, gleich in diese jugendlichen und geistesregen Erstlingszeiten ihrer neuen Lage ausgestreut zu sehen.

Den Hof selber, welchem nunmehr Sophie Charlotte mitangehörte, mögen folgende Umrisse flüchtig abbilden. Der große Kurfürst, bejahrt und kränklich, genoß in hohem Alter des verdienten Ruhmes, den ein mühevolles und thatenreiches Leben ihm errungen; seine Kriegszüge lebten im Andenken der Welt, seine Landesfürsorge wurde durch das kräftige Gedeihen seiner Völker bezeugt: sein Name wurde gefürchtet und geehrt von Fremden und Einheimischen. Allein der alte Held hatte seinen Lauf schon größtentheils vollbracht, und manche Schwäche des Gemüths erinnerte an das allgemeine Loos der Menschen. Seine zweite Gemahlin — die erste, Luise Henriette von Oranien, war allzu früh ge-

storben — übte großen Einfluß auf ihn, hatte ihn oft mit dem Kurprinzen entzweit, und suchte ihn zu Anordnungen zu bewegen, welche dem Kurfürstlichen Hause nachtheilig gewesen waren. Oefters verleitet, widerstand er doch meist, und in seinem Wohlwollen und seiner Güte wie in seinem Zorn und Grimm wirkte noch stets sein hoher Geist und Muth. Sophie Charlotte hatte sich nur seiner väterlichen Freundlichkeit zu loben.

Bei der Kurfürstin war der Wunsch vorherrschend, ihre vier Söhne zu Miterben des Landes zu machen, und sie lag daher dem Kurfürsten an, eine Theilung seiner Staaten zu verfügen. Allein auch in den Zeiten des heftigsten Zwistes mit dem Kurprinzen, während dieser, um sich der Stiefmutter zu entziehen, nach Kassel geflohen war, begegnete dieser Plan zu großen Schwierigkeiten. Die Kurfürstin lebte jetzt mit dem Kurprinzen in gutem Anschein, und nahm auch die Kurprinzessin leidlich auf. Bald aber wußte die junge und schöne Fürstin durch ihr anmuthiges und kluges Betragen die Schwiegermutter so für sich einzunehmen, daß fortan das beste Verhältniß bestand, und der früher so stürmische Hof etwas friedlicher wurde.

Der Kurprinz hatte seine eigne Hofhaltung,

Leibwachen zu Fuß und zu Pferde, und überhaupt eine prächtige Einrichtung. Der Markgraf Ludwig, sein jüngerer rechter Bruder, lebte mit seiner Gemahlin, einer reichen Erbfürstin Radziwill, in verhältnißmäßigem Glanz und Ansehn.

Die vier Söhne des Kurfürsten aus zweiter Ehe: die Markgrafen Philipp, Albrecht, Karl und Christian, von lebhaftem und kriegerischem Sinn, und zwei ihrer Schwestern, welche später verheirathet wurden, standen in blühendem Jugendalter; die beiden älteren waren heitre Genossen aller Lustbarkeiten, und schienen den persönlichen Ehrgeiz in jugendlichem Leichtsinn zu vergessen. Sie hätten mit dem Kurprinzen und der Kurprinzessin wohl besser zusammengestimmt, wäre jener nicht so feierlich und diese minder gedankenernst gewesen.

Unter den fremden Fürsten, welche theils am Hofe zu leben pflegten, theils ihn häufig besuchten, ist zuvörderst der Schwager des großen Kurfürsten von dessen erster Gemahlin her, der Feldmarschall und Statthalter der Mark, Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau, zu nennen; ferner der Komthur des Johanniterordens zu Sonnenburg, Prinz Moritz von Nassau; der Herzog von Croy und Arschot, Statthalter von Pommern; der Landgraf von

Hessen-Homburg, welcher in der Schlacht von Fehrbellin mit großer Tapferkeit, doch wider Befehl vorangegangen war; zwei Prinzen von Kurland, Neffen des großen Kurfürsten, welche bald nachher in Ungarn gegen die Türken fechtend fielen, und mehrere Andere mindren Ranges und Namens.

Im Hof- und Staatsdienste befanden sich die ausgezeichnetsten Männer angestellt, würdige Gehülfen und Werkzeuge einer so ruhmvollen Regierung. Der alte Feldmarschall von Derfflinger konnte zwar auf gelehrte Bildung keinen Anspruch machen, dagegen fehlte es ihm nicht an Mutterwitz, und am Hofe benahm er sich mit Feinheit. Die Minister und Geheimenräthe, Otto von Schwerin, von Meinders, von Fuchs, Eusebius von Brand, Graf Christoph von Dohna, konnten überall durch ihren Geist und ihre Geschicklichkeit gelten; der Freiherr von Canitz und Johann von Besser fügten zu diplomatischer Weltbildung die Gabe der Dichtkunst, wie Ezechiel von Spanheim gründliche Gelehrsamkeit. Hiezu kam nun alsbald noch die Blüthe der vornehmsten französischen Geschlechter, die trefflichsten Männer, in welchen Verdienst jeder Art sich mit der edelsten Persönlichkeit vereinigte.

Was jedoch diese Anlagen eines großen und schö-

schönen Lebens fast wieder erfolglos machte, war die Unvereinbarkeit, in welcher die einzelnen Bestandtheile sich gegen einander hielten. Die verschiedenen Höfe standen einander voll Mißtrauen und Kälte gegenüber, und wenn Ausbrüche von Unfrieden seltner kamen, so gährte doch der Stoff im Stillen fort. Ein trauliches Zusammentreffen der verschiedenen Partheien fand nicht Statt, jede blieb auf sich zurückgezogen, der Kurprinz, welcher vor seiner Verheirathung fast immer das Schloß zu Köpenik bewohnt hatte, hielt sich auch jetzt gern dort abgesondert; der Freiherr von Canitz und seine Frau waren hier oft ein willkommner Besuch. Alles Oeffentliche und Gemeinsame war mit Prunk und Ceremonien überhäuft, welche schon der große Kurfürst nicht abgewiesen hatte, da nach französischem Vorbilde ein prächtiger und würdevoller Hofhalt als sicherster Maßstab der Macht und Größe eines Fürsten galt. Das umständliche Gemählde, welches der von dem Kurfürsten aufgenommene und zum reformirten Glauben übergetretene Italiäner Gregorio Leti, bekannt als Geschichtsschreiber, von dem brandenburgischen Hof und Staat hingestellt, giebt den Beweis, daß Friedrich Wilhelm durch

Ludwig XIV auf diesem Gebiete so wenig als im Kriegsfelde verdunkelt wurde.

Sophie Charlotte würde, trotz aller dieser Schwierigkeiten, durch ihren großen Verstand, unterstützt von Schönheit und Liebenswürdigkeit, ein völliges Uebergewicht in diesen Verhältnissen erlangt haben, hätte sie den Vorsatz dazu fassen und die dargebotenen Mittel benutzen mögen. Allein ihre Sinnesart, wenn auch herrscherlich, ging nicht auf Herrschen aus. Mit dem Wirklichen zu schalten, Staatsgeschäfte zu lenken und Vorsätze durchzuführen, lag nicht in ihrem Geiste; dies war mehr die Gabe ihrer Mutter; sie selbst gehörte zu den Naturen, welche der Betrachtung, dem Gedanken, und dem daher fließenden Genusse leben. Ihr wäre es leicht gewesen, sich des schwachen und stets einflußbedürftigen Karakters des Kurprinzen ganz zu bemächtigen, seine Günstlinge zu leiten oder zu ersetzen, und einmal ihres Gemahls durchaus versichert, würde ihr Ansehn kaum von irgend einer Seite zu bestreiten gewesen sein. Allein sie verschmähte, diese Stellung einzunehmen, diesen Einfluß zu erlangen. Sie konnte den Neigungen ihres Gemahls keinen Geschmack abgewinnen, die Ausübung der Macht reizte sie nicht, die Behand-

lung und Wahrnehmung so vieler sich durchkreuzenden weltlichen Interessen dünkte ihr des Preises nicht werth, der dafür zu opfern war. Sie blieb dem Kurprinzen demnach in aller Nähe nur fremd und kalt, und ohne ihm mißfällig zu werden, zog sie ihn doch nicht an, sondern überließ ihn denen, die seine Vertraute sein konnten. Sie hatte, noch so jung und zart, schon Selbstständigkeit genug, um jenem äußeren Leben nur das durch die Verhältnisse Gebotene zu leisten, ihr eigentliches Dasein aber, ihre Freuden und Erholungen, in einen geweihten Kreis inneren Geisteslebens zurückzuziehen. Sie wandte keine Kraft des Widerspruchs an das Vorhandene, sie nahm hin und machte mit, was die Umstände verlangten, ohne Eifer und ohne Haß, mit edler Gelassenheit, aber alle Freiheit, die ihr blieb und zufiel, wandte sie jenem inneren Kreise zu, wo sie im Schoße der Freundschaft die Heiterkeit ihres Gemüths offenbaren, im zwanglosen Gespräch die reichen Gedanken austauschen konnte. Sie stiftete, besonders zu Gunsten der französischen Refugié's, mit denen sie sich zu unterhalten wünschte, vertrauliche Gesellschaftstage, wo die lästige Hofsitte aufgehoben war, und die Damen, zur Vermeidung unnützen Auf-

wands, in einfacher schwarzer Kleidung erschienen, und wo nicht gespielt, sondern allenfalls eine Handarbeit vorgenommen wurde; auch Gelehrte und sonst nicht Hoffähige fanden hier Zutritt. Als im Jahre 1685 der tapfre Kriegsheld von Schomberg mit großer Begleitung französischen Adels nach Berlin kam, und hier Zuflucht und Dienste fand, glaubten diese Fremden an dem Hofe Sophie Charlottens noch in ihrer Heimath zu sein, so gut wurde hier Französisch gesprochen, und so fein und artig waren Sitten und Umgang; ja einer der angesehensten Refugié's hielt sich zu der Frage berechtigt, die er beim Weggehen aus der Audienz an Leti richtete, ob die Kurprinzessin auch Deutsch wisse? Dabei verwarf sie das Aeußere nicht, nur sollte es von Geist und Geschmack erfüllt sein, und in solcher Beseelung gefielen ihr auch Lustbarkeiten und Prunk. Neben der Wissenschaft pflegte sie auch die Kunst, ja sie gestaltete ihr abgezogenes Leben in dieser Hinsicht nur immer schöner und glänzender, und traf darin wieder mit dem Sinn ihres Gemahls näher überein. Haben wir in dieser Schilderung auch etwas mehr zusammengefaßt, als streng diesen ersten Jahren der Kurprinzessin zukommt, so trugen diese doch unzweifelhaft schon den ganzen Karakter der späteren Entwicklung.

Sophie Charlotte, mit siebzehn Jahren guter Hoffnung, mag dem Wunsche nicht widerstanden haben, ihre erste Niederkunft unter dem Beistand ihrer Mutter in Hannover zu halten; der Kurprinz begleitete sie; daß aber die Einwilligung des Kurfürsten versagt, und die Reise zugleich eine Flucht gewesen, weil abermals Zwistigkeiten mit der Kurfürstin ausgebrochen seien, erhellt aus unsern Nachrichten nicht. Eiligst geschah die Reise, doch vielleicht nur, weil die Zeit nicht mehr hinreichend dünkte, und wirklich schon zu kurz war, denn die Kurprinzessin soll schon unterwegs niedergekommen, und nur eben noch aus dem Wagen in das nahe Haus eines Schulmeisters gebracht worden sein. Ist nicht die ganze Reise mit allen ihren Umständen irrig, so müßte die Unterbrechung doch gleich in der Nähe von Berlin erfolgt sein, denn in allen übrigen Ungewißheiten steht wenigstens fest, daß der Prinz, welchen die Kurprinzessin am 6. Oktober gebar, drei Tage später in Berlin getauft worden, und die Namen Friedrich August erhalten hat, andere Nachrichten sagen Ernst August, nach des Großvaters Namen. Die Sache ist nicht erheblich, da auch der Prinz nach drei Monaten schon wieder starb; indeß bleibt bemerkenswerth, was alles in so geringer Ferne schon dunkel wer-

den kann! — Eine zu frühe Niederkunft erlebte die Kurprinzessin nachgehends im Jahre 1687, in Hannover, auf der Rückreise aus dem Karlsbade, wohin sie den Kurprinzen begleitet hatte.

Von einer um diese Zeit in Leipzig stattgehabten Anwesenheit finden wir nur den Umstand angegeben, daß die Kurprinzessin dort einen Buchladen besucht, und den berühmten Polyhistor Carpzov durch ihr Wissen, wie Besser sagt, in die größte Bestürzung gesetzt, indem sie sowohl dem Namen als dem Inhalt nach mehr neue Bücher zu nennen und anzuführen wußte, als dieser gelehrte Mann sich so bald besinnen konnte. Desgleichen wird erwähnt, daß sie früher einem Gelehrten eine Stadt in Afrika anwies, die er aus Unwissenheit durch ganz Asien suchte.

Am 29. April 1688 starb in Potsdam der große Kurfürst. Der Kurprinz war an das Sterbelager gerufen worden, und Sophie Charlotte hatte mit ihm den letzten Stunden des Helden in schmerzlichem Antheil beigewohnt. Ihr Gemahl trat als Kurfürst Friedrich III die Regierung an, und vergaß alle früheren Zwistigkeiten, er hielt die Wittwe seines Vaters in gebührenden Ehren, und behandelte seine Stiefgeschwister mit Fürsorge. Der

Hof nahm nun einen gleichmäßigeren Karakter an, alles ging von demselben Sinne aus, und Pracht und Glanz erhöhten sich von Tag zu Tag. Für Sophie Charlotte, welche nunmehr Kurfürstin war, hatte sich im Wesentlichen nichts verändert, der höhere Titel und die größeren Ehren waren in ihren Augen nichts, ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl blieb dasselbe, nur wurde ihr Hofstaat vergrößert; der vermehrte Zwang, dem sie sich unterwerfen mußte, wurde durch größere Freiheit aufgewogen, welche dem Willen der regierenden Fürstin nicht versagt sein konnte.

Noch waren die Festlichkeiten der Thronbesteigung, die Huldigungen und Glückwünsche, welche der neue Kurfürst zum Theil aus weiter Ferne und durch glänzende Gesandtschaften empfing, nicht ganz verklungen, als ein neues Ereigniß für Hof und Land heilverkündend eintrat. Sophie Charlotte gebar nämlich am 4. August einen Prinzen, der als Thronerbe um so freundlicher begrüßt wurde, als seine starke Leibesbeschaffenheit versprach, daß er am Leben bleiben und die Erbfolge sichern würde, wie er denn auch wirklich späterhin als König Friedrich Wilhelm I zur Regierung gelangte. Auch in Hannover wurden, wie in Berlin, wegen der

Geburt dieses Prinzen öffentliche Freudenbezeigungen veranstaltet, und die Herzogin Sophie, Mutter der Kurfürstin, kam eigends von Hannover nach Berlin, um ihren Enkel zu sehen. Die Freude der Kurfürstin über die Ankunft ihrer Mutter war groß, die letztere aber hatte ihre Tochter kaum umarmt, als sie ungeduldig den Prinzen zu sehen verlangte, und als er nun gebracht wurde, so stark und kräftig, so offnen und trotzigen Blickes, wußte sie ihrer Freude keine Gränzen. Sie küßte ihn tausendmal unter Weinen und Lachen, rühmte immer auf's neue sein gutes Aussehen, und mochte sich gar nicht mehr von ihm trennen. Sie ließ nicht nach mit Bitten, die Eltern möchten ihr das Kind mit nach Hannover geben, wo sie ihm ihre ganze Sorge widmen wollte; der Kurfürst lehnte dieses Begehren zwar für den Augenblick ab, mußte aber endlich versprechen, späterhin den Wünschen seiner Schwiegermutter zu willfahren. Der Kurfürst versäumte die Gelegenheit nicht, seine ungemeine Freude, welche der ganze Hof, und auch das Volk, aus treuer Anhänglichkeit an seinem Fürstenstamme, lebhaft theilte, durch mannigfache Feste auszudrücken. Sophie Charlotte, deren Ansehn durch die Geburt eines Kurprinzen nur noch mehr befestigt wurde, war vor allem bedacht, daß der

junge Prinz von den ersten Tagen an mit richtiger Sorgfalt behandelt wurde, und gleich im zartesten Alter die Umgebung erhielte, welche seiner körperlichen und geistigen Entwicklung heilsam wäre. Mit reifer und glücklicher Wahl, bei welcher die Mutter diesmal ihr eignes Ermessen geltend machte, wurde die verwittwete Frau von Montbail bestimmt, die Wartung und Pflege, und also die erste Erziehung des Prinzen, zu beaufsichtigen. Diese Dame, nach ihrer zweiten Verheirathung als Frau von Rocoulles bekannt, hatte mit Muth und Kühnheit sich aus Frankreich gerettet, als den verfolgten Reformirten schon jede Auswanderung verboten war. Sie war in jenen Tagen der Gefahr zugleich die Retterin ihrer Mutter und ihrer beiden Töchter geworden, und mit den letzteren, ehe Sophie Charlotte sich ihrer annahm, in großer Dürftigkeit nach Berlin gekommen. Ihr fester und edler Karakter flößte bald das unbegränzte Zutrauen ein, welches sie bis an ihr Lebensende in dem Herrscherhause genoß, dem sie ihre Dienste gewidmet hatte. Bekanntlich übertrug ihr Zögling, nachdem er den Thron bestiegen, ihr wieder die Erziehung seines Sohnes, der als Friedrich der Große ihr noch im höchsten Alter die zärtlichste Achtung bewies.

Der Kurfürst war genöthigt, seine Aufmerk-

samkeit den Staatshändeln zuzuwenden; er reiste gleich nach der Taufe zu einer Zusammenkunft, welche der Prinz Wilhelm von Oranien begehrt hatte, nach Minden, besuchte auf der Rückreise auch Hannover, und hielt in Magdeburg eine Zusammenkunft mit dem Kurfürsten von Sachsen, dem Landgrafen von Hessen-Kassel und dem Herzog Ernst August von Hannover. An schwierigen Verhandlungen und bald auch an Kriegsthätigkeit war ihm eifrige Theilnahme auferlegt. Tüchtige Staatsmänner und tapfre Generale fehlten ihm nicht. Sein ganzes Vertrauen aber besaß Eberhard von Danckelman, der als sein Erzieher ihm einst in großen Gefahren entschloßne Treue bewiesen, jetzt in den wichtigsten Geschäften arbeitete, und unter dem Namen eines Oberpräsidenten die höchsten Staatsämter vereinigte; ein Mann von gründlichen Kenntnissen und fester Klugheit, dessen großer Ernst und Stolz ihm aber nachher verderblich wurde. Sophie Charlotte stand mit ihm nicht in gutem Vernehmen, er hielt sich fern und kalt, und sie glaubte als neue Kurfürstin viel gethan und erlangt zu haben, daß sie ihm in guter Art das Versprechen abgenommen, die Beförderung des Grafen Christoph von Dohna zum Kammerherrn

zu bewirken. Danckelman schien noch schwierig, und bemerkte, daß die Sache nicht von ihm, sondern von dem Kurfürsten abhinge, allein die Kurfürstin sagte ihm trocken, sie wisse, was er vermöge, der Erfolg werde ihr zeigen, ob man auf sein Wort rechnen könne.

Indeß mochte der Kurfürst sich der Regierungssorgen keineswegs auf seine Diener entledigen, und wollte insbesondere seine Truppen, welche gegen die Franzosen an den Rhein zogen, im Felde selber anführen. Diese Angelegenheiten, mit Ernst und Nachdruck von guten Händen geführt, boten für Sophie Charlotte keine Seite, von der sie dabei bekümmert oder mitthätig hätte sein können; ihr Antheil hatte sich, außer allgemeinen Wünschen, auf das Wohlergehen der ihr verwandten und werthen Personen zu beschränken; was etwa noch einer weiblichen Theilnahme hierin bedürfen konnte, wußte sie durch ihre aufmerksame und thätige Mutter besorgt, und ihr eigner Sinn drängte sie im geringsten nicht zu solcher Einmischung. Als der Kurfürst im Mai 1689 nach Halle, wo er die Huldigung annahm, und sodann über Lippstadt nach dem Rhein reiste, wo seine Truppen schon versammelt waren, begleitete ihn Sophie Charlotte, machte

einen kurzen Abstecher nach Hannover, kam aber schon wieder vereint mit dem Kurfürsten in Wesel an, und nahm darauf, während ihr Gemahl die Belagerung von Bonn anordnete, mit einem Theil des Hofstaats ihren festen Aufenthalt in Köln. Hier in der Nähe der Kriegsereignisse, aber völlig gesichert in der wohlverwahrten und von brandenburgischen Truppen frühzeitig besetzten Stadt, hatte die Kurfürstin wiederholte Huldigungen und Glückwünsche anzunehmen, wegen der öfteren Erfolge der brandenburgischen Waffen, denen nach langer hartnäckiger Vertheidigung auch Bonn sich ergeben mußte. Die Kurfürstin gewann während dieses Aufenthalts ein näheres Verhältniß zu der Prinzessin Maria von Oranien, mit welcher sie darauf in fortwährendem Briefwechsel blieb, woran später auch Leibnitz Theil nahm. Sie hatte die Freude, auch ihren Vater, den Herzog Ernst August von Hannover, welcher den Kurfürsten im Feldlager besuchte, hier wiederzusehen. Am 3. November kam der gesammte Hof wieder nach Berlin, wo der Kurfürst von dem Volke mit großen Freudenbezeigungen bewillkommt wurde.

Im nächsten Jahre wollte der Kurfürst die Zeit vor Wiedereröffnung des Feldzuges dazu nutzen,

sich in Preußen huldigen zu lassen, und die Belehnung mit diesem Herzogthume zu empfangen. Der ganze Hof trat feierlich diese Reise an, welche an Aufwand und Pracht alles übertraf, was in diesen Gegenden bis dahin war gesehen worden. Auf jedem Postwechsel waren über tausend Pferde nöthig, das Gefolge fand kaum ein Unterkommen; in allen Zwischenorten waren die prunkvollsten Anstalten, das Volk drängte sich mit lautem Jubel heran. Die sich hundertmal wiederholenden Vorgänge waren ganz im Geschmack des Kurfürsten, und der Einzug in Königsberg, wobei der Hof und die Landesinsassen sich wechselseitig in Pracht und Anordnung überboten, gewährte ihm die höchste Befriedigung; desto weniger aber entsprachen diese endlosen Schauleistungen dem Sinne Sophie Charlottens; sie fügte sich willig den Ceremonien, welche der Rang und Stand unter gegebenen Umständen fordern konnten, aber das Angemessene verlor sich hier im Ueberschwänglichen, und ganze Reihen von Tagen mit leerem Prunk auszufüllen, mußte dem edelbeschäftigten Geiste widerstreben. Ein Unfall, welchen später der Kurfürst auf der Jagd erlitt, und der ihn eine Zeit hindurch bettlägerig hielt, gab seiner Gemahlin Anlaß, ihm ihre Gegenwart

in wesentlicherem Werthe zu zeigen; doch bis zum Innern des Krankenzimmers war langweilige Abgemessenheit eingedrungen, und auch hier konnte die Kurfürstin, wie immer neben dem Gemahl, nur repräsentiren.

Sophie Charlotte hatte das Unglück, im Anfang und am Schlusse dieses Jahres 1690 zwei ihrer Brüder zu verlieren, die in dem Heere des Kaisers gegen die Türken dienten, und den Heldentod starben. Der eine, Herzog Karl Philipp, zweiundzwanzig Jahr alt, fiel am 2. Januar bei Priſtina in Albanien als Oberst eines Dragonerregiments, nachdem er sich mit den Türken und Tartaren tapfer herumgehauen, mehrmals die Pferde gewechselt, und mit eigener Faust mehrere Feinde niedergemacht hatte; von zahlreichen Wunden bedeckt, gab er auf der Wahlstatt den Geist auf. Die Herzogin Sophie war untröstlich über den Verlust ihres Lieblings, in Schmerz und Traurigkeit erkrankte sie, und Sophie Charlotte mußte nach Hannover eilen, um das gemeinsame Leid ihr tragen zu helfen. Die Herzogin aber blieb noch längere Zeit kränklich, und mußte im April nach Karlsbad reisen, um ihre Gesundheit herzustellen. In diese Zeit fällt ohne Zweifel der folgende Brief

Sophie Charlottens an Leibnitz, dem sie für mitgetheilte gute Nachrichten dankt. Der Ton ist noch etwas fremd, doch liegt schon die eifrige Anerkennung darin, die sich später so reich entwickelt hat: « C'est du dernier obligeant, monsieur, d'avoir voulu me réjouir avec la nouvelle du rétablissement de madame l'électrice, car quoiqu'elle m'a toujours fait l'honneur de m'écrire, cela n'a pas laissé de m'inquiéter. Vous jugerez par-là combien je vous suis redevable, et aussi d'avoir voulu me donner part de vos doctes correspondances. Elles sont sur une matière si subtile que, pour m'en faire comprendre quelque chose, il ne faut rien moins que la netteté de votre esprit, monsieur. Si vous restez encore dans le dessein de nous venir voir, j'en profiterai, et j'aurai le plaisir de vous assurer, que j'estime infiniment votre mérite, et que je serai toujours affectionnée à vous rendre service. Sophie Charlotte.» Der andre Bruder, Herzog Friedrich August, erst neunzehn Jahr alt, wurde am 30. December in Siebenbürgen bei St. Georgen, wo er die Türken aus einem Paß vertreiben wollte, als Generalmajor an der Spitze seiner Kürassiere erschossen. Am zweiten und am vorletzten

Tage desselben Jahres waren diese beiden Brüder demselben Loos erlegen, und hatte die Mutter am meisten den ältern bedauert, so klagte die Schwester desto mehr um den jüngern.

Sophie Charlotte besaß als Geschenk des Kurfürsten den großen Garten, welcher jetzt von dem Schlosse Monbijou den Namen führt, damals aber einen weit größeren Umfang hatte; der größte Theil der jetzigen Spandauervorstadt und selbst der Dorotheenstadt gehörte als Ackerfeld dazu, auch der sogenannte Stelzenkrug, und ein schönes Vorwerk, das durch seine Meierei so nah der Stadt sehr einträglich war. Die Kurfürstin wußte solchen landwirthschaftlichen Besitz wohl zu verwalten, und erwarb auch in der Stralauervorstadt einige Strecken Feld. Allein den Sinn der Oekonomie übertraf bei Sophie Charlotte weit der des Wohlthuns, und ihr schien der fruchtbarste Gebrauch', den sie von diesem Besitzthume machen könnte, der zu sein, dasselbe in solche Hand zu geben, die sich unmittelbar damit befaßte. Schon im August 1691 begann sie, nach erhaltener Zustimmung des Kurfürsten, den Acker in verschiedene Feldereien zu vertheilen, und diese an Bürger von Berlin zu Baustellen und Gärten zu verschenken,

ge-

gegen einen jährlichen geringen Grundzins, oder auch ganz umsonst; ebenso auch den Stelzenkrug und das umliegende Feld. Mit diesen Schenkungen, welche vieler Menschen Glück begründeten, und in den bisher öden Strecken neue Straßen und Gärten hervorriefen, fuhr Sophie Charlotte jährlich fort, bis sie im Jahre 1700 die Stellen in der Stralauervorstadt als die letzten vergeben hatte. Die Bürger erkannten dankbar die großmüthige Verwendung, und jederman pries die Fürstin, die es mit dem Volke so gut meinte, und mit so verständigem Sinn und großem Gedeihen wohlthätig war. Sie stand überhaupt mit den Einwohnern der Hauptstadt in bestem Vernehmen, sprach theilnehmend mit den geringsten Leuten, hörte ohne Ungeduld ihre Bitten an, und half ihnen, wenn sie es vermochte. Bei öffentlichen Vorgängen bezeigte ihr das Volk stets die größte Liebe und Freudigkeit. Eine von ihr den Bürgern geschenkte Fahne wird noch heute in der Köpeniker Kirche aufbewahrt, wohin auch eine, von der Königin Luise hundert Jahre später den Bürgern gleichfalls geschenkte Fahne gebracht worden ist.

Seit dem Tode des großen Kurfürsten, dessen Eifersucht den Vergrößerungsabsichten des Hauses

Hannover hindernd entgegengestanden hatten, waren diese durch den Herzog Ernst August, und mehr noch durch seine Gemahlin Sophie, mit besonnener Klugheit kräftig fortgeführt worden. Nach großen Anstrengungen war es gelungen, aus verwickelten Ansprüchen und unsichern Gewohnheiten ein festes Erstgeburtrecht und die Untheilbarkeit des Landes zu begründen, aber auf diesen Erfolg gestützt, hatten sich alsbald weit höhere Bestrebungen aufgethan. Der Herzog Ernst August sollte durch Errichtung einer neuen, auf die hannöverschen Lande gegründeten neunten Kur, zum Kurfürsten erhoben werden. Unendliche Schwierigkeiten waren hiebei zu beseitigen. Die Zustimmung des Kurfürsten von Brandenburg konnte für den Vater seiner Gemahlin schon ziemlich sicher dünken, aber es kam auch darauf an, daß der Kurfürst seine thätige Verwendung für jenen Plan fortwährend wirksam erhielte. Sophie Charlotte scheint hiezu mehr durch ihre Gegenwart, als durch eigentliche Betreibung förderlich gewesen zu sein. Ihren Mangel an politischer Neigung und Rührigkeit ersetzten die Besuche und Weisungen ihrer Mutter, der muntern, klug eingreifenden und beharrlich thätigen Frau, deren wohlbegründeter und maßhal-

tender Ehrgeiz auch durch treffliche Staatsbeamten, wie Otto Grote und der Celle'sche Bernstorff waren, und denen hier auch Leibnitz beizurechnen ist, tüchtige Förderer hatte.

Im Anfange des Jahres 1692 begleitete Sophie Charlotte den Kurfürsten nach Torgau, wo er den Kurfürsten Johann Georg IV von Sachsen besuchte, um das mit ihm bestehende Bündniß und überhaupt ein gutes Vernehmen zu befestigen. Die Absicht gelang vollkommen, und die Gegenwart der Kurfürstin mag dabei vortheilhaft eingewirkt haben. Die beiden Kurfürsten stifteten sogar gemeinschaftlich einen Freundschaftsorden, in welchen zwölf brandenburgische und zwölf sächsische Ritter aufgenommen wurden. Der Kurfürst von Sachsen kam darauf nach Berlin, und verlobte sich mit der Prinzessin Eleonore von Eisenach, verwittweten Markgräfin von Ansbach. Als der Kurfürst und Sophie Charlotte die Braut nach Leipzig begleiteten, wo die Vermählung sein sollte, fanden sie den Bräutigam ganz umgestimmt, von einer launenvollen und heftigen Geliebten ganz beherrscht, und sie hatten viele Widerwärtigkeiten von ihm auszustehen, die sie indeß leicht hinzunehmen suchten, um nur zu erlangen, daß er den hannöverschen

Angelegenheiten nicht entgegenarbeitete. Endlich im März 1692 wurde das Ziel erreicht, und Ernst August empfing die Kurwürde. Der englische Gesandte in Berlin Stepney dichtete bei dieser Gelegenheit folgendes sinnreiche Distichon an Sophie Charlotte:

Electoris eras conjux, nunc filia facta es,
Sis modo sera parens, sis quoque sera soror.

Bei diesen lateinischen Versen dürfen wir auch wohl der späteren griechischen gedenken, welche gleichfalls ein fremder Gesandter in Berlin, der spanische General Graf Pardo de Figueroa, an die Königin Luise gerichtet hat. Der neue Kurfürst kam alsbald nach Berlin, seinem Schwiegersohne persönlich für dessen thätige Mitwirkung zu danken. Die nunmehrige Kurfürstin Sophie, von welcher die Sache hauptsächlich ausgegangen und betrieben worden war, durfte bei dieser Zusammenkunft nicht fehlen; sie umarmte jetzt in gleichem Range die geliebte Tochter, mit welcher die Zukunft sie in noch höherem abermals gleichstellen sollte.

Wiewohl Sophie Charlotte der besten Gesundheit genoß und auch ganz munteren Sinnes war, verfiel sie dennoch in dieser Zeit auf den Gedanken,

ihren letzten Willen aufzusetzen. Sie that dies am 26. Juni 1692 mit frohem und festem Muthe, verfügte über ihre Habseligkeiten, äußerte besonders die größte Liebe für ihren Sohn, und wählte zum Text für ihre Leichenpredigt die Stelle aus dem Evangelium St. Johannis (11, 25): «Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe.» Ihr frischer Geist und heller Sinn blieben jedoch kräftig dem Leben zugewendet, und wir finden die edle Fürstin gleich wieder mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigt, deren die mannigfachsten von ihrer unermüdeten Forschbegier umfaßt wurden. Leibnitz, der ihren Durst nach Erkenntniß würdigte, versäumte nicht, ihr alles mitzutheilen, was ihren Sinn ansprechen konnte, und so übersandte er ihr auch sogleich ein gefundenes Fossil, und fügte seine Meinung in einem Briefe vom 5. Juli 1692 bei, dessen schlichte und gründliche Belehrung ihm hier eine Stelle verdient. Er schreibt: «Madame! On vient de m'envoyer de Bronsvic une dent bien grande d'un animal extraordinaire, dont l'esquelette a été trouvé auprès de la dite ville. Et on m'en demande mon sentiment. Le vulgaire veut par force, que c'est d'un géant. Il fau-

droit à proportion qu'il eût été environ de la grandeur d'une maison. Les descriptions que je trouve des dents des éléphans semblent faire croire que cette dent en étoit. Car on nous rapporte qu'un éléphant a quatre grosses dents de dessus et autant de dessous, pleines de raies ou entaillûres comme les meules des moulins, pour réduire leur viande en pâte comme de la farine, à force de la broyer entre ces dents. Et ces raies sont visibles dans cette dent. Cependant comme ce n'est pas d'aujourd'hui qu'on commence à trouver de tels ossemens dans ce pays-ci et ailleurs, et que cependant les éléphans ne se trouvent gueres dans les pays froids: on pourroit douter, si ce ne seroient pas des reliques de quelques gros monstres marins; puisqu'on trouve souvent des coquilles de mer, et autres dépouilles des animaux de mer, au milieu des terres, que l'océan couvroit peut-être autrefois. Car il se trouve des wallrosses et boeufs marins dans la mer du nord, qui ont quelque rapport avec l'éléphant, et il y en a même qui ont des défenses qui sont estimées autant et plus. Mais pour mieux juger de tout cela j'ai écrit qu'on devroit ramasser autant

qu'on pourroit toutes les pièces de l'esquelette. Je supplie très-humblement Votre Altesse Sérénissime de faire conserver cette dent, afin que je la puisse restituer. Je suis avec dévotion, Madame, de Votre Altesse Sérénissime etc. Ce mardi, 5. juillet 1692.»

Sophie Charlotte reiste mit ihrem Gemahl im December 1692 zur Erwiederung des Besuches ihrer Eltern nach Hannover, und nahm den vierjährigen Kurprinzen dahin mit. Zur Oberhofmeisterin für diese Reise hatte der Kurfürst die Freifrau Doris von Canitz ausersehen, die Gattin des berühmten Dichters. Sie war eine vertraute Freundin des Kammerfräuleins von Krosigk, und gehörte zu den Zierden des Hofes. Sowohl Sophie Charlotte als ihre Mutter die Kurfürstin Sophie liebten diese vortreffliche Frau, und als sie einige Jahre darauf starb, ließen beide dem Wittwer ihr herzliches Beileid bezeigen. Nachdem der Kurfürst und die Kurfürstin den Freudenbezeigungen und Festen in Hannover beigewohnt, konnten sie bei der Abreise die Erfüllung des gegebenen Versprechens nicht versagen, und ließen den Kurprinzen in der Obhut seiner Großmutter zurück. Er sollte mit deren anderem Enkel, Georg August, nachherigem Könige

Georg II von Großbritannien, welcher der Aufsicht der Frau von Harling anvertraut war, gemeinschaftlich erzogen werden. In der That konnte für denselben nirgends besser gesorgt scheinen; die verständige Zärtlichkeit, der praktische Sinn und die große Einsicht der klugen Fürstin hatten sich unter allen Umständen bewährt; sie versprach, den Prinzen beständig unter ihren Augen zu haben, welches der Mutter am wenigsten möglich war, da der Prunk des Hoflebens sie nothgedrungen ganze Tage, und die wiederholten Reisen sie oft ganze Wochen von ihm entfernt hielten. Auch konnten einige Züge von Trotz und Wildheit in dem Knaben den Versuch wünschen lassen, ob eine veränderte Umgebung vielleicht vortheilhaft auf ihn zu wirken vermöchte. Daß Aufmerksamkeit und Hütung niemals ausreichen, sondern von beiden ein großer Theil immer der Vorsehung heimzustellen ist, lehrte der schreckliche Vorfall, wo der vierjährige Kurprinz, während man ihn Nachmittags ankleidete, eine seiner Schuhschnallen in den Mund nahm, und unversehns hinunterschluckte. Man hielt ihn für verloren, die Kurfürstin stieß entsetzliche Schreie aus, der Kurfürst war in größter Bestürzung, niemand wußte Hülfe noch Rath. Als das

Kind aber nach einiger Zeit zu weinen aufhörte, gar nicht über Schmerzen klagte, und überhaupt keine Veränderung zeigte, begann man wieder zu hoffen, und nach zwei Tagen angstvollen Harrens fand man ihn des verschluckten Körpers auf natürlichem Wege glücklich befreit. Eine nicht minder gräßliche, doch kürzere Angst hatte Frau von Montbail auszustehen, als sie eines Tages den Prinzen, der sich gar nicht wollte bändigen lassen, mit einer ernstlichen Züchtigung bedroht hatte; sie war nur einen Augenblick nach andrer Seite gewandt, als sie von dem Prinzen sich rufen hörte, der inzwischen über eine Fensterbrüstung geklettert war, und draußen auf dem freien Rande stehend sich hinabzustürzen drohte, wenn sie nicht verspräche, ihm die Strafe zu schenken. Frau von Montbail behielt die nöthige Fassung, versprach alles, und lockte den Prinzen glücklich wieder herein, konnte jedoch, nachdem er gerettet, nun sich lange nicht zufrieden geben, welch namenloses Unglück sie hätte erleben können. Ein andrer Zug bewies ebenfalls die Entschiedenheit und Raschheit des Prinzen; man hatte ihm ein Tressenkleid gebracht, das ihm ganz gut zu gefallen schien, aber mit Unwillen sah er daneben einen goldstoffenen Schlafrock, und

wollte diesen nicht anziehen, sondern ersah den Augenblick, und warf das Prachtstück in das flammende Kaminfeuer. Diese Heftigkeit eines ganz ausgebildeten Eigenwillens brachte auch in Hannover unangenehme Auftritte hervor. Mit seinem Spielkammeraden, dem Prinzen Georg August, konnte er sich durchaus nicht vertragen, wie denn auch der dort entstandene Widerwillen noch im späteren Mannesalter nicht erlosch. Der Prinz mußte daher schon im nächsten Jahre nach Berlin zurückgebracht werden. Frau von Montbail übernahm ihre frühere Aufsicht wieder, und wurde von der Kurfürstin selbst in ihrem schwierigen Amt auf das beste unterstützt.

Sophie Charlotte nahm die Fremden an ihrem Hofe mit großer Zuvorkommenheit auf, und, wie mit ihrer gewohnten Umgebung, liebte sie auch mit ihnen sich ungezwungen und freimüthig zu unterhalten. Von wem nichts andres zu erlangen war, dem wußte sie doch äußerliche Nachrichten abzufragen, und sie übte die schöne Wirkung aus, daß in ihrer Gegenwart die Leute sich meist klüger und bedeutender zeigten, als dies nach früheren Angaben zu erwarten schien. Fand sie Kenntnisse oder Geist, so führte sie dieselben gewiß auf Gegen-

stände, welche der Forschung und Erörterung ein weites Feld eröffneten, und sie selbst scheute weder die Höhe, zu welcher jene sich versteigen konnten, noch die Lebhaftigkeit des Aufschwunges. Sie verfuhr hierbei mit eigner Anmuth, wobei sowohl die Denkerin, als die Frau und die Fürstin stets ihr Recht und ihre Würde behauptete. Von einer solchen Unterhaltung mit einem französischen Herrn, der im Jahre 1693 den Hof Sophie Charlottens besuchte, ist uns eine Nachricht aufbewahrt. Das Gespräch fiel auf einen Gegenstand, der nicht ohne große Geistesfreiheit zu behandeln war, nämlich auf den eigentlichen Zweck des Ehestandes. Der Franzose bestritt die herrschende Meinung, und behauptete, es sei nicht ausgemacht, daß die Fortpflanzung des Menschengeschlechts jener Zweck sein müsse, und führte scheinvolle Gründe an, denen die Kurfürstin im Augenblicke nichts entgegnen wollte. Von dem Gespräch kaum abgewandt, sah sie den Hofprediger Brunsenius sich nähern, trat freundlich zu ihm hin, und trug ihm nun die Zweifel und Behauptungen des Franzosen als ihre eignen Gedanken vor, wie sie dies öfters in solchem Falle zu thun pflegte; sie fragte ihn dann, was er diesen Sätzen entgegenzustellen habe? Brunsenius

wußte die herkömmliche Lehre mit überzeugenden Gründen zu vertheidigen, und zeigte die sophistischen Einwürfe in ihrer Nichtigkeit. Sogleich rief die Kurfürstin den Franzosen wieder herbei: «Kommen Sie nur her, sagte sie, und hören Sie, was dieser Mann sagt, das lautet ganz anders.» Worauf dann die Erörterung mit neuen und schärferen Waffen geführt, und der Vorwitz dadurch bestraft wurde, daß er sich von der Hand eines geringern und doch tüchtigeren Gegners bald überwunden sah.

Der Kurfürst und die Kurfürstin machten im Jahre 1694 abermals eine Reise nach Sachsen, und besuchten die Wittwe Johann Georgs IV auf ihrem Wittwensitze Pretsch, denn der Tod ihres Gemahls des Kurfürsten hatte diese unter den übelsten Aussichten geschlossene Verbindung schon wieder gelöst. Wir finden in jener Zeit überhaupt wenige Beispiele glücklicher Ehen in dem höchsten Lebenskreise, und Sophie Charlotte durfte ihr Loos noch immer für ein begünstigtes halten, da ihr Gemahl sie stets mit Achtung und Zartsinn behandelte. Freilich waren ihre Gemüthsarten und Richtungen ganz verschieden. Der Hang des Kurfürsten zu Pracht und Feierlichkeit konnte für So-

phie Charlotte in keiner Weise erfreulich sein. Jedoch hatte sie sich gewöhnt, dergleichen Aeußerlichkeiten gelassen mitzumachen; was von ihr verlangt wurde, leistete sie willig, und brachte viele Stunden ihres Tages gern zum Opfer, um sich einige frei zu machen, die sie nach ihrem Sinne genoß. Denn indem sie die Vortheile ihrer hohen Stellung doch wohl zu schätzen wußte, und keineswegs verschmähen wollte, so war sie doch mit ihren Gedanken auch über diese weit hinaus, und zu Gegenständen erhoben, die ihren Geist würdiger beschäftigten. Bei diesem lebhaften Antheil, welchen sie für Geistesbildung und Wissenschaften hegte, muß ein besonderes Hinderniß gewaltet haben, daß gerade die seltne Gelegenheit, wo prunkvolle Festlichkeit sich mit diesem Antheil verknüpfte, ihrer persönlichen Gegenwart entbehrte; es scheint außer Zweifel, daß Sophie Charlotte der am 12. Juni 1694 geschehenen feierlichen Einweihung der neugestifteten Friedrichsuniversität zu Halle nicht beigewohnt hat.

Sonst ganz in ideale Regionen ihr wesentliches Leben versetzend, und selbst die Pracht und Fülle, welche ihr aufgedrungen waren, in höheren Geistesgenuß verwendend, empfand Sophie Char-

lotte doch gleich das volle Gewicht der Wirklichkeit und gehorchte deren strengstem Anspruch, so wie nur ihres Sohnes zu gedenken war. Hier sanken alle hochfliegenden Geistesbilder und Wünsche zu der schlichten und strengen Aufgabe herab, daß ein rechtschaffener Mann und tüchtiger Fürst aus ihm zu machen sei. Die Kurfürstin hatte indeß bei weitem nicht freie Hand, sie mußte ihre Meinung fremdem Ansehn und Rath, und besonders auch den allgemeinen Einflüssen unterordnen. Auch war das Naturell des Kurprinzen eines von denen, welche sich zumeist aus sich selbst entwickeln. Gewiß hätte die feingeistige, wohlunterrichtete Mutter am liebsten auch den Sohn nach ihrer Weise ausgebildet, daß sie ihm aber diese Weise nicht aufdringen ließ, daß sie seinem Naturell die Freiheit gestattete, sich auch anders und sogar ihr mißfällig zu entwickeln, dies wird immer dem Mutterherzen zu verdanken bleiben, und die Folgezeit darf hierüber den Ausspruch thun; denn, wie auch nachmals Friedrich Wilhelm I uns in verschiedener Hinsicht erscheinen mag, als König hat er eine große und fruchtbare Bedeutung, der in seiner Zeit ihr angemessen wirkt, und dem Lobe, daß ihm sein größerer Sohn ertheilt, sich keineswegs beugen darf.

Friedrich Wilhelm blieb noch zwei Jahre unter Aufsicht der Frau von Montbail, doch wurde täglich sichtbarer, daß weibliche Obhut nicht mehr ausreiche, sondern männliche erfordert werde. Frühentwickelte Körperkraft, verbunden mit lebhaftem Geist und starkem Willen, trieb den Prinzen leicht über die Schranken, die man ihm zu setzen meinte, und Auftritte von Heftigkeit und Trotz erschreckten oft die Mutter und die Erzieherin. Die Wahl eines Erziehers wurde nun ein Anliegen von größter Wichtigkeit, und Sophie Charlotte war eifrigst bemüht, ihre Stimme dabei geltend zu machen. Sie fand unter den Männern, welche für solch hohes und einflußreiches Amt überhaupt in Vorschlag kommen konnten, niemanden geeigneter in allen Beziehungen, als den Burggrafen Alexander zu Dohna, der als Generallieutenant in brandenburgischen Diensten stand. Er war ein Mann von schöner Gestalt, feiner Bildung und strengen Sitten, rechtschaffen und ehrenfest, dabei stolz und gebieterisch, der durch sein ganzes Benehmen Ehrfurcht und Gehorsam einflößte. Er war der Kurfürstin sehr ergeben, und stimmte lebhaft der Abneigung bei, welche sie häufig gegen die Günstlinge des Kurfürsten und den Regierungseinfluß dersel-

ben blicken ließ. Sein Vater hatte längere Zeit bei Genf in Coppet gewohnt, und seinen Kindern dort den berühmten Bayle zum Lehrer gegeben. Dohna jedoch war dem Kurfürsten nicht sehr genehm, noch weniger aber dem Oberpräsidenten von Danckelman, welcher am liebsten einen seiner Brüder in jene Stelle gebracht hätte. Die Kurfürstin sah indeß die Sache diesmal für zu wichtig an, um nicht ihren ganzen Einfluß aufzubieten, und Danckelman glaubte nachgeben zu müssen. Im Februar 1695 wurde Dohna in sein Amt als Gouverneur des Kurprinzen feierlich eingesetzt. In des Predigers Erman Denkschriften über Sophie Charlotte findet sich die Rede aufbewahrt, welche bei dieser Gelegenheit, in Gegenwart des versammelten Hofes, der Staatsminister von Fuchs an den neuen Gouverneur hielt, wobei der letztere in dem großen Vorzug erscheint, auf das leere und ausgedehnte Wortgepräng nur kurz und einfach zu erwiedern, daß er mit allem Eifer streben werde, seine Pflicht zu erfüllen. Die Wahl der beiden Lehrer, welche dem Prinzen beigegeben wurden, scheint minder glücklich ausgefallen. Dohna empfahl einen Franzosen Namens Rebeur, der schon eine Erziehung in Berlin geleitet hatte, sich aber lässig

und

und ungeschickt erwies, und dem Prinzen das Lernen verleidete; der andre war ein deutscher Gelehrter, Johann Friedrich Cramer, ein Mann von Geist und Kenntnissen, dessen auch Leibnitz rühmend gedenkt, der aber mit Unwillen überall das Französische vorgezogen und das Deutsche zurückgesetzt sah, und seinen Einfluß benutzte, dem Prinzen eine entgegengesetzte Richtung zu geben, und ihn dadurch allerdings in nur größeren Widerstreit mit seiner nächsten Umgebung brachte. Die Kurfürstin soll die Untauglichkeit Rebeur's bald eingesehn, Dohna jedoch eigensinnig verhindert haben, daß er entfernt würde.

Ein kleiner Vorgang, welchen der Graf Christoph von Dohna in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, giebt uns die verschiedenen Gegensätze am Hof in einem lebhaften Bildchen vereinigt. Der Graf Christoph hatte zwei Knaben, welche die Kurfürstin oft nach dem Schlosse holen und mit dem Kurprinzen spielen ließ. Eines Tages wollte Sophie Charlotte das Vergnügen haben, die drei Spielkammeraden völlig zwanglos in ihrer natürlichen Freiheit zu sehen, und befahl, sie ungehindert machen zu lassen was sie wollten. Sie selbst hatte sie in die Gemächer des Kurfürsten geführt, und reizte

sie an, recht Lärm zu machen. Das Erste, was ihnen unter die Hände kam, waren die großen silbernen Glocken, mit denen man die Hofdiener herbeiläutete, ja die Kurfürstin gab sie ihnen, und hieß sie aus allen Kräften läuten. Alsbald erhob sich ein betäubender Lärm, so daß der Kurfürst herbeikam, und während er noch unentschieden stutzte, rief Sophie Charlotte den Grafen herbei, der nicht wenig erschrak, seine Söhne in Gegenwart des Kurfürsten so toben zu sehen, besonders da dieser in nicht beruhigendem Scherztone sagte, nun thue es ihm leid, nicht ihn zum Erzieher des Kurprinzen ernannt zu haben, denn seine eignen Söhne erziehe er ja ganz vortrefflich. Sophie Charlotte lachte nur immer mehr über Dohna's Verwirrung, der indeß seine Söhne schalt, und sie fragte, ob sie nicht wüßten, in welchem Hause sie wären? — «O ja, versetzte der Jüngste, bei dem Herrn da!» und zeigte auf den Kurfürsten. — «Und wer ist es denn?» fragte die Kurfürstin weiter. — «Sie wissen's ja schon, erwiederte der Kleine, es ist der Bürgermeister von Mohrungen!» Nun lachte auch der Kurfürst, und äußerte, die Kinder seien so drollig wie ihr Vater, womit des letztern Furcht und Verlegenheit, wahrscheinlich aber auch der furchtbare Glockenlärm, sich endete.

Das Vergnügen an Schauspielen, Opern und Balletten war von Frankreich und Italien her vielfältig angeregt, konnte jedoch nur selten befriedigt werden, weil die einheimischen Künstler wenig taugten, und von den ausländischen die guten kaum zu haben waren. Sophie Charlotte dachte diesem Uebel abzuhelfen, indem sie die Talente der gebildeten Hofleute in Anspruch nahm, und auf diese Weise manche gute Aufführung zu Stande brachte. Der Widerwillen und die Rüge, welche die strenge Geistlichkeit gegen diese weltlichen Belustigungen wohl äußerte, blieben lange Zeit unbeachtet, und die Kurfürstin, welche übrigens durch ihre philosophischen Studien keineswegs mit der Kirche entzweit war, konnte ihre Unterhaltungen ungestört fortsetzen. So war auch am Abend vor Pfingsten im Jahre 1695 auf einem kleinen Theater im Schlosse eine Oper aufgeführt worden, worin junge Edelleute und Fräulein vom Hofe mit großem Beifall gespielt und getanzt hatten. Am zweiten Pfingsttage wollte die Kurfürstin diese Aufführung wiederholen lassen, als ihr berichtet wurde, der Hofprediger Cochius habe von der Kanzel heftig dagegen gepredigt. Sie wollte nicht mit Trotz, aber sie hoffte durch Liebenswürdigkeit den strengen Mann zu überwinden, und ließ

seine Frau und Tochter freundlich einladen, der Vorstellung beizuwohnen, mit dem Bemerken, diese würden ihm dann am besten bezeugen, daß daselbst nichts Böses vorginge. Allein unglücklicherweise hatte auch ein junger Graf von Dönhof eine Rolle in dem Ballet, und wurde von dem Tanzmeister zur Probe beschieden, während er sich zur Kommunion bereitete; darüber entsetzte sich der Vater, und ging den Kurfürsten mit der Bitte an, solchem Aergerniß zu wehren. Das geschah denn auch, der Kurfürst ließ noch in der Nacht die Bühne abbrechen, und die Oper wurde nicht aufgeführt. Indeß blieb dieser Fall ohne weitere Folge, bald nachher fanden wieder Vorstellungen Statt; die Stimme der Geistlichen schwieg, oder wurde überhört, und man mied nur, in offnen Streit mit ihnen zu gerathen. Der Kurfürst selbst mochte dieser bei Festlichkeiten unentbehrlichen Unterhaltung an seinem Hof nicht entbehren. Und als in der Folge der berühmte Spener die Schauspiele als dem Christenthume entgegen untersagt wissen wollte, erzielte er bloß, daß die Aufführung anstößiger Stücke verboten wurde.

Im Herbste 1695 reiste der Kurfürst nach Kleve, sich mit dem Könige von Großbritannien zu be-

sprechen, und machte auf dem Hinweg einen Besuch in Hannover, wo Sophie Charlotte bei ihrer Mutter blieb, und der Kurfürst bei der Rückreise sie wieder abholte. Dieselbe Anordnung scheint sich im folgenden Jahre wiederholt zu haben, als der Kurfürst abermals zu einer solchen Zusammenkunft reiste, welche erst im Haag, und darauf in Kleve Statt fand. Sophie Charlotte war nicht zugegen, als ihr Gemahl den berühmten Zwist wegen des Ceremoniels zu bestehen hatte, indem der König dem Kurfürsten im Haag die Ehre eines Lehnstuhls verweigern zu müssen glaubte; der Kurfürst wollte dem Könige gleich behandelt sein, und man traf den Ausweg, daß die erste Zusammenkunft von beiden Seiten stehend abgehalten wurde. Zur Genugthuung aber für den Kurfürsten fand sich der König bald nachher in Kleve ein, wo der Kurfürst im eignen Lande sich die Gleichheit der Ehren unbestritten beimaß. Die Königswürde war schon für den großen Kurfürsten in Anregung gebracht worden, und sein Sohn hatte dem Gedanken bei wiederholten Anlässen auf's neue Raum gegeben; jetzt erschien der Zeitpunkt, mit entschiedenem Ernst an die Ausführung zu denken. Bei der Rückkehr von Hannover wurde die Kurfürstin durch ein Lustballet

bewillkommt, in welchem der Kurprinz als Kupido erschien, in welcher Gestalt man sich den nachherigen König Friedrich Wilhelm I sonst nicht wohl vorstellen wird!

Der Kurfürst hegte schon längere Zeit den Vorsatz, für seine Gemahlin zum Landaufenthalt ein Lustschloß in der Nähe von Berlin erbauen zu lassen. Das Dorf Lützen oder Liezen, zwischen Berlin und Spandau an der Spree gelegen, gehörte dem Oberhofmarschall von Dobrzynski, der dort ein Landhaus erbaut hatte. Bei Gelegenheit einer Spazirfahrt sah die Kurfürstin diese Besitzung, die Lage gefiel ihr, sie kaufte das Dorf und das Haus, das aber für ihr Bedürfniß viel zu klein war. Der Kurfürst trat hinzu, und beschloß eine fürstliche Wohnstätte dort zu gründen. Die Anlage der weitläufigen Gärten, nach den von Paris erhaltenen Rissen des berühmten Gartenkünstlers Le Nôtre, war unter Leitung eines gleichfalls von Paris verschriebenen Gärtners Godeau schon weit vorgeschritten, als nun auch der eigentliche Schloßbau im Jahre 1696 durch den großen Baumeister und Bildhauer Schlüter zu Stande kam. Das Schloß, im italiänischen Geschmack erbaut, war zuerst nur von geringem Umfang, und wurde in der Folge

verschiedentlich erweitert. Es erhielt von dem nahen Dorfe den Namen Lützenburg. Die innere Einrichtung geschah mit möglichster Pracht und Annehmlichkeit, und Sophie Charlotte konnte dabei größtentheils ihren eignen Geschmack geltend machen. Sie scheint in der Ausbildung weniger dem ursprünglichen Baumeister, dem großen Schlüter, als seinem glücklichen Nebenbuhler Eosander von Goethe gefolgt zu sein, und ihm besonders alle Verzierung des Schlosses übertragen zu haben. So schrieb sie unter andern an Herrn von Schmettau, den brandenburgischen Gesandten im Haag: « Je vous suis obligée des soins que vous avez pris pour le menuisier. Eosander, qui est l'oracle où je m'adresse pour mes bâtimens, dit qu'il n'est pas nécessaire.» Für die Anordnung ihres Büchersaals sollte ihr der des Markgrafen Christian Ludwig in dessen Schlosse zu Malchow als Muster dienen. Als sie das Schloß endlich beziehen konnte, welches erst am 11. Juli 1696 unter feierlicher Einweihung erfolgte, fand sie dasselbe so angenehm und behaglich, daß sie diesen Aufenthalt jedem andern vorzog, und dort der ländlichen Abgeschiedenheit und Freiheit so oft und so lange genoß, als es die Verhältnisse nur irgend gestatten wollten.

Der Kurfürst war auch in der Folge stets bedacht, das Schloß und die Gärten nur immer reicher auszustatten. Die schönsten Orangenbäume wurden in großer Anzahl hingeschafft, die seltensten Blumen gezogen; Bildsäulen, Vasen, fehlten nicht. In dem Schlosse häuften sich die Mahlereien, die reichsten Tapeten, die prächtigsten Möbel, ein Zimmer wurde mit dem kostbarsten japanischen und chinesischen Porzellan in geschmackvoller Anordnung ausgeschmückt, ein andres zeigte die schönsten Leuchter, einen kleinen Kaffeetisch und ein vollständiges Kaffeegeräth, alles von gediegnem Golde. Doch kam diese reiche Ausstattung nur nach und nach zu Stande, und Sophie Charlotte starb, ehe noch die Einrichtung und selbst der Bau ganz vollendet waren.

Eine große Merkwürdigkeit begab sich im nächstfolgenden Jahre 1697, eine glänzende Großgesandtschaft des Zars Peter von Rußland erschien, der er in eigner Person, unter anderm Namen, als Oberbefehlshaber der dazu gehörigen Soldaten, sich angeschlossen hatte. Er wollte in Begleitung seines Generals und vertrauten Günstlings Le Fort, der an der Spitze der Botschaft stand, fremde Länder sehen, um sich zu unterrichten, und umging auf

diese Weise die Schwierigkeiten eines Ceremoniels, das für einen Zar von Moskau in vielen Fällen noch sehr streitig sein konnte. Der Kurfürst reiste mit seinem Hofstaate nach Königsberg, um diese wunderbare Gesandtschaft festlich zu empfangen, und sich dem fremden Herrscher in größtem Prunk und Staat zu zeigen. Die Kurfürstin, welche das größte Verlangen hatte, den Zar zu sehen, von dem schon viel Merkwürdiges erzählt worden war, und den man nach manchen Zügen als einen Halbwilden ansehen wollte, mußte für jetzt diesem Wunsch entsagen, weil manche im Ceremoniel gegründete Rücksichten ihrer Anwesenheit entgegen standen, sie blieb in Berlin, nahm aber das Erbieten des Staatsministers von Fuchs desto begieriger an, der von dem ganzen Hergange genauen Bericht erstatten wollte. Einige Bruchstücke von Briefen, welche Sophie Charlotte bei dieser Gelegenheit an jenen Minister geschrieben, haben sich erhalten, und wir dürfen um so weniger unterlassen, sie hier einzuschalten, als der Mangel solcher eigenthümlichen und persönlichen Schriftdenkmale unsrer Darstellung schon sehr empfindlich war. Die Kenntniß dieser wenigen, aber unschätzbaren Briefschaften, die wir hier und noch weiterhin von der Hand der

herrlichen Fürstin vorlegen, verdanken wir überdies dem hohen Freisinn des Königs Friedrich Wilhelms des Zweiten, welcher diese im Königlichen Archive vorfindlichen Blätter aus eignem Antriebe dem Prediger Erman, den er mit Denkschriften auf Sophie Charlotte beschäftigt wußte, zur beliebigen Veröffentlichung huldreich zusandte, und wir setzen gleichsam die Dankbarkeit fort, indem wir das Geschenkte ferner treu verwenden. Das erste Schreiben der Kurfürstin nach Königsberg ist vom 1. Mai, und es heißt darin: «L'offre que vous me faites, de me donner une relation exacte du voyage du czar, je l'accepte de bon coeur; car, sans que j'ai cela de commun avec toutes les femmes d'être curieuse, il me semble que cela est aussi plus permis sur cette matière, qu'en aucune autre; car le cas est fort rare de savoir le maître inconnu avec son ambassade, ce qui jusqu'ici n'a été pratiqué que dans les romans. Je regretterai fort de ne pas le voir, et je voudrois que l'on le persuadât de passer par ici, non pas pour voir, mais pour être vu, et nous épargnerions avec plaisir ce qu'on donne pour les bêtes rares pour l'employer en cette occasion.» Ein zweites Blatt desselben Monats drückt sehr verbindlich die Befrie-

digung aus, welche die ersten Berichte gewährt hatten: «Je ne saurois vous dire, monsieur, le plaisir que vous m'avez fait de me donner une si agréable relation du czar de Moscovie: le sujet est effectivement rare, mais il y a surtout du plaisir à l'entendre traiter par vous; aussi j'espère que vous voudrez bien, quand vous n'aurez pas trop d'affaires, me donner des nouvelles encore.» Und in demselben Sinn schreibt Sophie Charlotte am 29. Mai: «En vérité vous vous donnez trop de peine, monsieur, en m'écrivant d'une manière aussi exacte ce qui se passe au sujet des Moscovites. Je vois par-là, comme en toutes choses, l'envie que vous avez de me faire plaisir: croyez aussi que je n'y suis pas insensible, et que ma reconnoissance en est grande, ne souhaitant rien tant que de vous témoigner combien je suis sincèrement de vos amis, ce qui n'est assurement pas un compliment, mais une chose sur laquelle vous pouvez faire fond. J'espère que la visite du czar, quoiqu'un peu incommode pour le présent, sera d'un grand avantage à l'avenir pour monsieur l'électeur, qui ménagera apparemment bien toutes les bonnes dispositions qu'il trouve en lui. Je re-

grette fort qu'il ne vienne pas ici avec son ambassade, et quoique je sois ennemie de la malpropreté, la curiosité l'emporte pour ce coup. La solitude où je suis ici est assez grande pour faire souhaiter de nouveaux objets qui divertissent.» Alles Erzählte scheint den Wunsch der Kurfürstin, den Zar selber noch zu sehen, nur gesteigert zu haben. Hoffnung und Mittel hiezu werden in einem Briefe vom 10. Juni angedeutet: «J'espère, qu'en cas qu'on ne puisse détourner le czar des voyages qu'il a encore dessein de faire, que du moins en cherchant sa sûreté par terre, on le pourra voir en ces quartiers. Comme apparemment ce sont ses favoris les ambassadeurs qui lui ont fait prendre le dessein de voir les pays étrangers, pour ne pas le perdre de vue, ils ne seront pas d'avis qu'il retourne chez lui, qu'à condition que leur ambassade soit finie près de monsieur l'électeur, ce qui seroit fort glorieux pour nous; et ceux qui porteront les choses à ce point-là, comme vous, monsieur, en avez la bonne intention, rendront un grand service à monsieur l'électeur. Vous avez déjà montré en tant d'occasions votre capacité, que se sera un surcroît d'habileté de savoir tourner

l'esprit des barbares, avec qui il faut prendre tout-à-fait d'autres mesures qu'avec les autres gens: j'en juge par toutes les relations que vous avez la bonté de m'en donner, dont je vous demeurerai toujours obligée comme de tous les sentimens que vous me témoignez.»

Der Zar hatte in Königsberg durch sein freies, kräftiges Wesen, durch seine Wißbegier, auch durch manches Fremdartige und Unstatthafte, großes Aufsehn erregt. Pöllnitz erzählt, zum Beispiel, er habe die Strafe des Räderns, welche ihm unbekannt war, gewünscht vollziehen zu sehn, und als ihm eingewendet worden, es sei kein zu derselben verurtheilter Verbrecher da, habe er gemeint, man solle nur einen seiner Leute nehmen! Als er neben dem Kurfürsten bei der Abendtafel saß, und ein gewaltiger Lärm durch zufälliges Hinschmettern eines Gefäßes auf den Marmorboden entstand, sprang er auf, zog den Säbel, und wollte sich zur Wehre setzen, denn er glaubte Verrath im Spiel; er wollte den Aufwärter, welcher des Versehens schuldig war, hart bestraft wissen. Dagegen zeigte er auch leutselige Güte, hellen Scharfblick, und gesunden klaren Sinn. Als er später in Berlin eintraf, und sich alle Ceremonien verbeten hatte, der Kur-

fürst aber dennoch ihm sogleich eine Anzahl prächtiger Staatskutschen vorfahren ließ, schlich er unbemerkt zu Fuß aus einer Hinterthür, und kam so zu dem Kurfürsten, dem er auf seine Verwunderung einfach erwiederte, er könne viel weitere Wege zu Fuß gehen, ohne müde zu werden. Sophie Charlotte sah den Zar auch in Berlin nicht, denn bei seiner dortigen Anwesenheit war sie gerade in Hannover, und erst hier, als der Zar auf seiner Reise nach Holland dorthin kam, lernte sie den wunderbaren Mann, den die abendländische Welt allgemein anstaunte, persönlich kennen. Sie schrieb hierüber am 17. Juli ganz eigenhändig an den Minister von Fuchs den nachstehenden Brief, der durch Inhalt und Wendung einen so klarfassenden als anmuthigen Geist erkennen läßt: «A-présent je puis vous rendre la pareille, monsieur, car j'ai vu le grand-czar: il m'avoit donné rendez-vous à Koppenbrugge où il ne savoit pas que toute la famille seroit, ce qui fut cause qu'il fallut traiter une heure pour nous le rendre visible: à la fin il s'accorda que monsieur le duc de Celle, ma mère, mes frères et moi le viendrions trouver dans la salle où l'on devoit souper, et où il voulut entrer en même tems par une autre porte,

pour n'être pas vu, car le grand monde qu'il avoit aperçu sur un parapet en entrant l'avoit fait ressortir du village. Madame ma mère et moi commençâmes à faire notre compliment, et il fit répondre monsieur Le Fort pour lui, car il paroissoit honteux et se cachoit le visage avec la main — ich kann nicht sprechen — mais nous l'apprivoisâmes d'abord, et il se mit à table entre madame ma mère et moi, où chacune l'entretint tour-à-tour, et ce fut à qui l'auroit. Quelquefois il répondoit lui-même, d'autres fois il le faisoit faire à deux truchemens, et assurément il ne dit rien que de fort à propos, et cela sur tous les sujets sur lesquels on le mit; car la vivacité de madame ma mère lui a fait faire bien des questions, sur quoi il répondoit avec la même promptitude, et je m'étonne qu'il ne fût point fatigué de la conversation, puisque l'on dit qu'elle n'est pas fort en usage dans son pays. Pour ses grimaces, je me les suis imaginées pires que je ne les lui ai trouvées, et quelques-unes ne sont pas en son pouvoir de les corriger. L'on voit aussi qu'il n'a pas eu de maître pour apprendre à manger proprement, mais il y a un air naturel et sans contrainte

dans son fait qui m'a plu, car il a fait d'abord comme s'il étoit chez lui, et après avoir permis que les gentilshommes qui servent pussent entrer, et toutes les dames qu'il avoit fait du commencement difficulté de voir, il a fait fermer la porte à ses gens, et a mis son favori, qu'il appelle son bras droit, auprès, avec ordre de ne laisser sortir personne, et a fait venir de grands verres, et donné trois ou quatre coups à boire à chacun en marquant qu'il le faisoit pour leur faire honneur. Il leur donnoit lui-même le verre; quelqu'un le voulut donner à Quirini, il le reprit de ses mains et le remit lui-même entres celles de Quirini, ce qui est une politesse à laquelle nous ne nous attendions pas. Je lui donnai la musique pour voir la mine qu'il y feroit, et il dit qu'elle lui plaisoit, surtout Ferdinando qu'il récompensa comme les messieurs de la cour avec un verre. Nous fûmes quatre heures à table pour lui complaire, à boire à la moscovite, c'est-à-dire tous à la fois et debout à la santé du czar: Frédéric ne fut pas oublié; cependant il but peu. Pour le voir danser je fis prier monsieur Le Fort de nous faire avoir ses musiciens, qui vinrent après le repas,

où

où il ne voulut pas commencer qu'il n'eût vu auparavant comment nous dansions, ce que nous fîmes pour lui complaire, et pour le voir faire à lui aussi. Il ne put et ne voulut pas commencer qu'il n'eût des gants, et il en fit chercher par tout son train sans pouvoir en trouver. Madame ma mère dansa avec le gros commissaire; et devant, monsieur Le Fort menoit le tout avec la fille de la comtesse Platen et le chancelier avec la mère: cela alla fort gravement et la danse moscovite fut trouvée jolie. Enfin tous furent fort contens du grand-czar, et il le parut aussi. Je voudrois que vous le fussiez aussi de la relation que je vous en fais: si vous le trouvez à propos, vous pouvez en divertir monsieur l'électeur. En voilà assez pour vous lasser, mais je ne saurois qu'y faire: j'aime à parler du czar, et si je m'en croyois je vous dirois plus que — je reste bien affectionnée à vous servir Sophie Charlotte. P. S. Le fou du czar a paru aussi, qui est bien sot, cependant nous avons eu envie de rire de voir que son maître prenoit un grand balai et se mit à le balayer.»

Wir würden unsre Leser zu beeinträchtigen glau-

ben, wenn wir ihnen die bei dem nämlichen Anlasse geschriebenen Briefe der Mutter Sophie Charlottens vorenthielten, sie finden sich in dem Göttinger historischen Magazin von Meiners und Spittler, und auch Erman hat sie mit aufgenommen. Die Kurfürstin Sophie von Hannover zeigt sich in diesen Blättern ganz in ihrem Karakter, lebhaften Geistes, hellen Verstandes, und kluger Munterkeit. Sie schreibt unter dem 11. August 1697 aus Herrenhausen: «Il faut à-présent vous raconter que j'ai vu l'illustre czar. Sa Majesté fut entièrement défrayée par l'électeur de Brandebourg jusqu'à Wesel; mais elle tut obligée de passer par Koppenbrück, qui et un fief de notre maison appartenant au prince de Nassau en Frise. Nous fîmes demander audience à Sa Majesté czarienne (car elle garde partout l'incognito et ses trois ambassadeurs sont seuls chargés de la représentation). Le prince consentit à nous recevoir et à nous voir en particulier. J'étois accompagnée de ma fille et de mes trois fils. Bien que Koppenbrück soit à quatre grands milles d'ici, nous nous y rendîmes avec le plus grand empressement, Koppenstein nous ayant précédés pour faire les arrangemens nécessaires. Nous

devançâmes les Moscovites, qui n'arrivèrent que vers huit heures et descendirent dans une maison de paysan. Malgré nos conventions il s'étoit rassemblé une si grande multitude de gens que le czar ne sut comment s'y prendre pour passer sans être reconnu. Ainsi nous capitulâmes long-temps. Enfin mon fils fut obligé de faire chasser les spectateurs par les soldats de garde; et pendant que les ambassadeurs arrivoient avec leur suite, le czar se glissa par un degré dérobé dans sa chambre, parce que pour y a arriver il auroit fallu traverser la salle à manger. Nous nous rendîmes dans cette chambre auprès de Sa Majesté, et le premier ambassadeur monsieur Le Fort de Genève nous servit d'interprète. Le czar est fort grand: sa physionomie est trés-belle et sa taille fort noble. Il a une grande de vivacité d'esprit, la répartie prompte et juste. Mais avec tous les avantages dont la nature l'a doué, il seroit à souhaiter que ses moeurs fussent un peu moins agrestes. Nous nous mîmes aussitôt à table. Monsieur Koppenstein qui faisoit la fonction de maréchal, présenta la serviette à Sa Majesté, mais Elle en fut embarassée, car au lieu de serviette à table, on lui avoit présenté, dans

le Brandebourg des aiguières après le repas. Sa Majesté fut assise à table entre ma fille et moi, ayant un interprète de chaque côté. Elle fut très-gaie, très-parlante, et nous nous liâmes d'une fort grande amitié. Ma fille et Sa Majesté échangèrent leurs tabatières. Celle du czar étoit ornée de son chiffre et ma fille en fait grand cas. Nous demeurâmes à la vérité fort long-temps à table, mais nous y serions volontiers restées plus long-temps encore sans éprouver un moment d'ennui, car le czar étoit de très-bonne humeur, et ne cessoit de nous entretenir. Ma fille fit chanter ses Italiens, leur chant lui plut, bien qu'il nous avouât qu'il ne faisoit pas grand cas de la musique.

Je lui demandai s'il aimoit la chasse? Il me répondit que son père l'avoit beaucoup aimée, mais que pour lui dès sa jeunesse avoit eu une véritable passion pour la navigation et pour les feux d'artifice. Il nous dit qu'il travailloit lui-même à la construction des navires, nous montra ses mains, et nous fit toucher le calus qui s'y étoit formé à force de travail. Après le repas Sa Majesté fit venir ses violons, et nous exécutâmes des danses russes que je

préfère beaucoup aux polonoises. Le bal se prolongea jusqu'à quatre heures du matin. Nous avions à la vérité formé le dessein de passer la nuit dans un château du voisinage. Mais comme il faisait déjà jour nous revînmes tout de suite ici sans avoir dormi, et très-contens de notre journée. Il seroit trop long de vous détailler tout ce que nous avons vu. Monsieur Le Fort et son neveu étoient habillés à la françoise: ils ont l'un et l'autre beaucoup d'esprit. Je ne pus parler aux deux autres ambassadeurs, non plus qu'à une multitude de princes qui font partie de la suite du czar. Le czar qui ne savoit pas que le local ne nous permettoit absolument pas d'y demeurer, s'attendoit à nous revoir le lendemain. Si nous en avions été prévenues, nous nous serions arrangés de manière à rester dans le voisinage pour le revoir encore, car sa société nous a causé beaucoup de plaisir. C'est un homme tout-à-fait extraordinaire. Il est impossible de le décrire, et même de s'en faire une idée à moins de l'avoir vu. Il a un très-bon coeur, des sentimens tout-à-fait nobles. Il faut que je vous dise aussi qu'il ne s'est point enivré en notre présence; mais à peine étions-nous

partis que les gens de sa suite se sont amplement dédommagés. Koppenstein a certes bien mérité la superbe pelisse de zibeline dont ils lui ont fait présent, pour leur avoir tenu tête. Il nous a dit cependant qu'ils avoient conservé jusque dans l'ivresse beaucoup de gaieté et de politesse: mais il a eu les honneurs du triomphe. Car les trois ambassadeurs moscovites avoient absolument noyé leur raison dans le vin lorsqu'ils partirent.» Der zweite Brief vom 15. September enthält diese Stelle: «Je pourrais embellir le récit du voyage de l'illustre czar, si je vous disois qu'il est sensible aux charmes de la beauté. Mais pris dans le fait, je ne lui ai trouvé aucune disposition à la galanterie. Et si nous n'avions pas fait tant de démarches pour le voir, je crois qu'il n'auroit pas songé à nous. Dans son pays il est d'usage que toutes les femmes mettent du blanc et du rouge, et le fard entre essentiellement dans les présens de noces qu'elles reçoivent; et c'est pourquoi la comtesse Platen a singulièrement plu aux Moscovites. Mais en dansant ils ont pris nos corsets de baleine pour nos os, et le czar a témoigné son étonnement en disant que les da-

mes allemandes ont les os diablement durs.» In dem dritten Briefe wird nachträglich erzählt: «Mon bon ami le grand-czar m'a envoyé quatre peaux de zibeline et trois pièces de damas. Mais elles sont trop petites, et l'on ne peut en faire que des couvertures de chaises. A Amsterdam Sa Majesté s'est divertie à aller au cabaret avec les matelots. Elle-même travaille à la construction d'un navire, car Elle exerce quatorze métiers dans la dernière perfection. Il faut avouer que c'est un personnage extraordinaire. Je ne donnerois pas pour beaucoup le plaisir de l'avoir vu lui et sa cour. Ils ont quatre nains. Il y en a deux qui sont très-bien proportionnés et parfaitement bien élevés. Tantôt il baisoit, tantôt il pinçoit aux oreilles celui de ces nains qui est son favori. Il prit par la tête notre petite princesse, et la baisa deux fois. Sa fontange en fut fort dérangée. Il baisa aussi son frère. — C'est un prince à la fois très-bon et très-méchant, il a tout-à-fait les moeurs de son pays. S'il avoit reçu une meilleure éducation ce seroit un homme accompli, car il a beaucoup de bonnes qualités et infiniment d'esprit naturel.» Die kleine Prin-

zessin, deren hier Erwähnung geschieht, war Sophie Dorothea, damals zehnjährig, und deren damals sechzehnjähriger Bruder war der nachherige König von Großbritannien, Georg II.

Von dem stillen und fruchtbaren Wirken Sophie Charlottens finden wir aus dem Jahre 1697 folgendes Beispiel erwähnt, das wir nicht dürfen unbeachtet lassen. Der Hofprediger Jablonski speiste eines Tages bei der Kurfürstin, und hörte sie bedauern, daß Berlin, so reich sonst an Künsten und Anstalten, keine Sternwarte besäße, und eben so wenig einen Astronomen und eignen Kalender. Jablonski sprach davon mit Danckelman, und dieser ging sogleich auf die Sache thätig ein, wies schon einige Geldmittel an, und machte dem Kurfürsten zweckmäßige Vorschläge, die jedoch für den Augenblick noch nicht zur Ausführung kommen konnten. Die Verhandlungen am Reichstage zu Regensburg über die Verbesserung des Kalenders brachten später den Wunsch der Kurfürstin, welche der Sache mit Ernst eingedenk blieb, wiederholt zur Sprache, und Leibnitzens einwirkender Rath veranlaßte, daß die Kalendersache mit allen ihr verknüpften Vortheilen der nachherigen Societät der Wissenschaften übertragen wurde.

Das Jahr 1698 brachte Sophie Charlotten einen großen Verlust, ihr Vater Ernst August starb den 28. Januar, nachdem er sechs Jahre seiner neuen Würde, als erster Kurfürst von Hannover, vorgestanden, und fortwährend für ihre Befestigung und Behauptung thätig gewesen. Sein Tod veränderte natürlich auch die Stellung seiner Gemahlin, der Kurfürstin Sophie; er war, wie schon bemerkt, nicht von ihr beherrscht, aber sie herrschte mit ihm, er nahm ihren Rath und ihre Thätigkeit in Anspruch, und fand sich dabei jederzeit im Vortheil; sowohl die tägliche Verwaltung der Landesangelegenheiten als die großen Plane und Ausführungen gediehen sichtlich unter der Mitwirkung jener trefflichen Frau. Als Mutter des neuen Kurfürsten verlor sie diesen Einfluß nicht ganz, indeß griff derselbe nun nicht mehr so unmittelbar ein. Dem Verhältnisse zu Sophie Charlotten gab diese veränderte Stellung nur mehr Wärme und Traulichkeit, vorher war doch öfters gar sehr das Verhältniß der hannöverschen Fürstin zu der brandenburgischen die Hauptsache geworden, jetzt nahm das der Mutter zu der Tochter und Freundin mehr und mehr die Oberhand. Auch in Bezug auf Leibnitz wurde ihr Verkehr zwangloser, anschließender.

Wir müssen endlich hier umständlicher des Mannes gedenken, den wir bisher, wie noch so eben, nur beiläufig erwähnt haben. Leibnitz, eine der ersten Größen deutschen Namens, eines der Lichter, welche jahrhundertweise die dunklen Pfade der Menschheit beleuchten, hatte früh die Tiefe des Denkens mit der Macht allumfassenden Wissens verbunden, und diesem schon seltnen Bunde noch seltner die Kenntniß und Leichtigkeit der großen Welt und den Glanz der höchsten Lebenserscheinung hinzugefügt. Frühzeitig mit Fürsten und Staatsmännern vertraut, in den wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten befragt oder thätig, der französischen Sprache gleich kundig zum geselligen wie zum wissenschaftlichen Gebrauche, dabei ein stattlicher, nicht allzugroß aber fest und wohlgebauter Mann, von freiem Blick und Benehmen, hätte er in der Hof- und Staatswelt ein selbstständiges Dasein schon allein durch seine Lebensbildung behaupten können; diese war jedoch nur ein Aeußeres für ihn, die bloße Form für ein anderes weit höheres Dasein, das er unaufhörlich in jenes übertrug. Das ganze Gewicht und Ansehn seines fortgesetzten Weisheitforschens, seiner steigenden Geisteserfolge, brachte er immer neu zu jener Lebens-

welt mit, und erst, wenn dieses Verhältniß in seiner Wechselwirkung gehörig gefaßt wird, ist die Bedeutung, in welcher Leibnitz steht, völlig einzusehn. Seit dem Jahre 1676, wo er sich ganz dem hannöverschen Hause gewidmet, war diese Verbindung nur stets inniger geworden, der Dienst in edle Freundschaft übergegangen. Fast allen Mitgliedern dieses Hauses, älteren und jüngeren, war oder wurde er ein thätiger Freund, dessen Umgang sie als ehrenvoll und gewinnreich empfanden. Was er als Staatsgelehrter, als Rechts- und Geschichtsforscher, als diplomatischer Geschäftsmann leistete, mußte auch der gemeine Sinn anerkennen, dem höheren, der in dieser Familie waltete, stand in weit größerem Werthe, was der Mensch ihnen war. Die Kurfürstin Sophie war insbesondre geeignet, einen solchen Freund zu besitzen, ihn würdig zu behandeln, und auch bei Andern geltend zu machen. So war denn auch Sophie Charlotte von ihrer frühen Jugend gewohnt, den Freund ihrer Mutter auch als ihren eignen anzusehen, und je höher sie selber stieg an Geistesentwicklung und äußrer Stellung, desto fester und lebhafter trat auch die Beziehung zu Leibnitz hervor. Sein Name wurde am Hofe zu Berlin mit Ruhm genannt; jederman

wußte, wie sehr Sophie Charlotte ihn schätzte. Ihr Gemahl hatte mannigfache Kenntnisse und wußte gelehrtes Verdienst wohl zu würdigen. Die Wissenschaften und Künste gehörten überdies zu der Ausstattung und Pracht, die er seinem Hofe zu geben wünschte, und die Art und Weise, wie Ludwig XIV mit Gelehrten und Dichtern zart und gütig umging, war ein allgemeines Vorbild geworden. Leibnitz hatte auch schon persönlich von Berlin her einen Beweis großen Zutrauens empfangen. Der Kurfürst hing mit Eifer dem Gedanken nach, die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen zu bewirken, in welchem Sinn auch Sophie Charlotte lebhaft angeregt und thätig war. Auf ihren Befehl schrieb der Hofprediger Jablonski am 5. März 1698 den ersten dieses Geschäft betreffenden Brief an Leibnitz, der für ein solches Unternehmen der einzige Mann war, dem dasselbe gelingen konnte. Er widmete demselben rastlose Bemühungen, die jedoch, gleich denen der angesehensten Geistlichen und Staatsmänner des brandenburgischen Hofes, noch lange vergeblich blieben. Durch diese Bezüge, so wie durch seine sonstigen Verbindungen in der Staatswelt, erhielt Leibnitz auch in Berlin ein halbamtliches Ansehn. In dieser Hinsicht konnte sein

Aufenthalt späterhin sogar die Eifersucht des Hofes daselbst wecken, wo immerfort große Partheiungen hin und her wogten.

Das Verhältniß der beiden Höfe von Berlin und Hannover hatte im Jahre 1698, außer der Veränderung, welche der Tod des Kurfürsten Ernst August in Hannover bewirkte, auch eine in Berlin ausgebrochene Krisis zu bestehen. Der Sturz des Oberpräsidenten von Danckelman, welcher nicht nur entlassen, sondern auch bald als Staatsgefangner auf die Festung geführt wurde, brachte große Bewegung hervor. Sophie Charlotte war mit Danckelman wenig zufrieden gewesen; wenn nicht Spannung, so hatte Mißtrauen und Kälte sie von einander entfernt gehalten. Allein wer als sein Nachfolger sich festsetzen, und wie dieser sich benehmen würde, war keineswegs entschieden. Im ersten Augenblicke hatte eine große Annäherung des Kurfürsten zu seiner Gemahlin Statt gefunden, und das erlangte Vertrauen zu behaupten, schien für Sophie Charlotten äußerst wichtig; allein ihre Neigung stimmte nicht genug mit dieser Aufgabe überein, und sie bedurfte daher der fortgesetzten Anregung dazu, welche sie nur durch ihre Mutter empfangen konnte. Im Besitze des beiderseitigen

Zutrauens, empfand Leibnitz die Verpflichtung, einem für beide Fürstinnen so wichtigen Zwecke sich zum Werkzeug anzubieten, und er that dies durch eine Denkschrift, die wir hier einschalten: «Puisque madame l'électrice de Brandebourg a maintenant toute la confiance de monseigneur l'électeur son epoux: il faut bien ménager cette conjoncture, pour rendre ce bien durable et pour en tirer tout l'avantage raisonnable qu'on en doit espérer.

Et comme madame l'électrice de Brunsvic a en toutes choses les mêmes interêts que madame sa fille, qu'elles s'aiment parfaitement, et qu'il est bien juste et bien naturel que la mère assiste à sa fille de ses bons avis: il y a lieu d'espérer que toutes deux par ce moyen pourront réparer les maux qui leur sont arrivés, et qu'elles pourront maintenir un pouvoir dans les deux cours qui soit digne d'elles et qui serve à employer leur grand esprit et leurs talents extraordinaires au bien de deux maisons et à l'union parfaite de leur mari et fils.

Mais il faut que cela se fasse avec beaucoup de délicatesse pour éviter une trop grande apparence et affectation, qui puisse donner om-

brage à l'électeur jaloux avec raison de son autorité qu'il a voulu reprendre en main. Car je ne doute point que la plus grande raison de la dimission de son premier ministre ne vienne de ce que son pouvoir faisoit tort à la gloire de l'électeur. Or les communications par lettres étant exposées a des accidents, il seroit bon qu'il y eût une personne de confiance qui ait sujet d'aller de temps en temps d'une cour à l'autre pour donner réciproquement des informations convenables, afin que le tout se fasse avec beaucoup de concert et de circonspection, et d'une manière qui ne soit sujette à des soupçons et ombrages.

Pour cet effet je ne saurois nommer un autre que moi. Madame l'électrice de Brunsvic m'honorant de sa confiance, j'ai sujet d'en espérer autant chez madame sa fille. Je ne saurois me vanter d'une parfaite connaissance des affaires présentes; cependant on m'en attribue quelque intelligence, puisqu'on me charge de temps en temps de dresser quelques écrits sur des matières importantes et qu'on croit que je puis approfondir celles dont je suis chargé.

Voici le sujet qu'on me pourroit donner d'al-

Bayerische Staatsbibliothek München

ler de temps en temps à la cour de Berlin. L'on sait que je me suis distingué d'une manière singulière dans les sciences les plus profondes, que je suis depuis plus de vingt ans de la societé royale d'Angleterre, que je devois être de l'académie royale des sciences de Paris, que j'ai une grande correspondance avec les plus savants du temps et que mes productions ont été extrêmement applaudies en France, en Angleterre et en Italie. Ainsi comme l'inspection de la fameuse bibliothèque de Wolfenbuttel me donne sujet d'y aller de temps en temps, de même quelque intendance sur les sciences et arts qu'on veut faire fleurir à Berlin d'une manière fort glorieuse à l'électeur me pourroit former une raison encore plus plausible d'aller de temps en temps à Berlin d'une manière qui ne seroit point inutile.

Pour cet effet il seroit peut-être convenable que madame l'électrice de Brandebourg témoignât par un petit mot, en écrivant à madame sa mère, qu'elle seroit bien aise que je fisse un tour à Berlin, et me fit la grâce par après quand j'y serois arrivé, d'obtenir auprès de monseigneur l'électeur de Brandebourg qu'on me

char-

chargeât du soin que je viens de dire, ce qui se pourroit faire de fort bonne façon avec l'agrément de la cour d'Hanovre et d'une manière qu'on y eût sujet d'en être bien aise.

Or par ce moyen j'aurois une fort belle occasion auprès de mesdames les électrices, et par leur moyen auprès de l'électeur et du prince électoral, d'insinuer les choses qui serviront à leur gloire et à leur bien commun, et qui seront conformes aux desseins et interêts de toutes ces illustres et grandes personnes et surtout de madame l'électrice de Brunsvic, dont les intentions généreuses et belles me sont connues.

Je parlerai une autre fois du plan des desseins qu'on pourroit former, pour contribuer le plus au bien et à la gloire des deux maisons, dans ces conjonctures où le pouvoir de la France et le succès et l'animosité du parti attaché au pape nous menacent d'une fâcheuse révolution, si on ne s'y oppose avec beaucoup d'adresse et de vigueur.»

In Berlin nahmen indessen die Sachen bald eine bestimmtere Gestalt. An die Stelle Danckelmans kam der Feldmarschall Graf von Barfus, der aber sich nicht lange im Vertrauen des Kur-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

fürsten, wenn auch längere Zeit noch in Geschäften erhielt. Nach kurzer Zwischenzeit ruhte das volle Vertrauen des Kurfürsten auf dem bisherigen Oberkammerherrn Freiherrn von Kolbe, der schon lange seine Gunst besaß, und der bald, in Folge seiner neuen Stellung, durch den Kaiser zum Reichsgrafen von Wartenberg erhoben wurde. Von Danckelman war er in vielen Stücken das Gegentheil; wenn jener stolz und streng erschienen war, so zeigte dieser sich freundlich und heiter; übrigens hatte er glänzende Eigenschaften, und an Gewandtheit, Bemühung und Thätigkeit übertraf er seinen Vorgänger. Für den Kurfürsten und dessen Ruhm war er voll Eifer, und er würde allen Verhältnissen genügt haben, hätte nicht eines, welches ihn ganz bemeisterte, ihm als ein Flecken angehaftet. Er hatte eine Frau von niederem Stande geheirathet, von großer Schönheit, aber mehr als zweideutiger Aufführung. Sie war mit ihm emporgestiegen, und übte in ihrem hohen Range nun Uebermuth und Herrschsucht in vollen Maßen. Auch dem Kurfürsten gefiel sie nicht, und er gab sich sogar den Anschein, als sei die Gräfin seine Maitresse, denn seinem glänzenden Hofe schien solche nicht fehlen zu dürfen. Sie war indeß so wenig seine

Geliebte, als sie überhaupt eine Montespan oder Maintenon war. Sophie Charlotte jedoch, wie gleichgültig auch gegen jenen Anschein, konnte doch unmöglich an jener Frau Gefallen finden, ihr fürstlicher Stolz empörte sich gegen die gemeine Herkunft, welche in dem hohen Range und reichen Glanze noch immer sichtbar blieb, ihr sittliches Gefühl und ihre Geistesbildung mußten durch unziemliche Rohheit noch stärker verletzt werden. Die Kurfürstin hielt sich gegen die Gräfin von Wartenberg mit Kälte zurück, gestattete ihr keinen näheren Zutritt, und lud sie nie nach Lützenburg ein. Auch von dem Grafen dachte sie, ungeachtet seiner glänzenden Außenseite, nicht vortheilhaft. «Wie ist es möglich, sagte sie zu Dohna, daß mein Gemahl, der doch Geist und in allen sonstigen Dingen so guten Geschmack hat, von diesem Manne so eingenommen sein kann?» Bei dieser Meinung konnte kein günstiges Vernehmen dauern, und auch gegen den Kurfürsten selbst mußte wieder größere Zurückziehung die Folge sein. Der Kurfürst gestattete der Gräfin den ersten Rang am Hofe nach den Prinzessinnen, und sie übernahm es nun, in allen den Fällen, wo die Anwesenheit der Kurfürstin nicht durchaus erforderlich schien, an deren Statt

dem Hofe vorzustehen und alle Ehren einer solchen Stellung zu empfangen und auszuspenden. Gern überließ ihr Sophie Charlotte diesen Spielraum, auch wenn jene ihn bisweilen übermäßig ausdehnte, und führte in Lützenburg nur um so behaglicher ein abgesondertes und unabhängiges Leben. Dies wurde in allen Beziehungen dem des Kurfürsten völlig entgegengesetzt. In geselliger Unterhaltung, bei geistreichem Vorlesen, in wissenschaftlichen Gesprächen, bei Musik und Bühnenspielen, hielt die Kurfürstin ihre Gesellschaften oft bis tief in die Nacht versammelt, und es geschah wohl, daß man von ihren Abenden unmittelbar zum Lever des Kurfürsten gehen konnte, der schon um 4 Uhr Morgens aufstand.

Die Gräfin von Wartenberg unterließ nicht allerlei zu versuchen, um bei der Kurfürstin Zutritt zu erlangen. Da sie den Grafen Christoph zu Dohna in großer Gunst sah, so wählte sie ihn zum Vermittler. Er übernahm den Auftrag sehr ungern, wußte ihn aber doch nicht abzulehnen. Er selbst erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, wie er sich dabei benommen. „Ich habe, sagte er, den dümmsten Auftrag von der Welt, erlauben Ew. Kurfürstliche Durchlaucht, daß ich mich dessen schlen-

nigst entledige. Die Kolbe begehrt, bei Ihnen erscheinen zu dürfen, sie wünscht es mit Heftigkeit, sie stirbt vielleicht vor Schmerz, wenn Sie ihr diese Erlaubniß nicht gewähren; denken Sie, welcher Verlust! Möchten Sie wegen einer kleinen Ceremonie den Hof seines schönsten Schmuckes berauben?» — «Das nenn' ich einen beredten Botschafter, versetzte die Kurfürstin laut lachend, mich wundert es aber nicht, Sie kommen ganz frisch von Ihrer Gesandtschaft nach England, Sie finden Geschmack an Unterhandlungen, wie ich sehe, und versprechen darin berühmt zu werden. Aber — fuhr sie ernsthaft fort — was rathen Sie mir?» — «Nichts! erwiederte Dohna; der Himmel bewahre mich, Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht in solchem Fall etwas zu rathen; ich habe mich meiner Bürde entledigt, das ist mir genug.» — «Sie scherzen, Graf Dohna, sprach die Kurfürstin weiter, aber die Sache ist mir unangenehmer, als Sie glaubten, eine Antwort ist nöthig, und dies setzt mich in Verlegenheit.» — Nach einigem Besinnen, sagte sie endlich: «Nun wohl! Möge ihr Mann es so wenden, daß der Kurfürst mir es befiehlt, so bin ich bereit, sie zu sehen.» — Da der Kurfürst aber diesen Befehl nicht geben wollte, sondern die Zurückhaltung So-

phie Charlottens im Grunde billigte, so hatte die Sache diesmal keine weitre Folge. Alle Zwistigkeiten und Gegensätze tauchten jedoch vorübergehend in Pracht und Festlichkeit unter, woran der Kurfürst es nie lange fehlen ließ. Die Vermählung seines Bruders, des Markgrafen Philipp im Jahre 1699 mit der Prinzessin von Anhalt-Dessau, und die seiner Tochter erster Ehe mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel, gaben dazu verstärkten Anlaß. Das letztere Beilager wurde in Oranienburg sehr festlich begangen, und Sophie Charlottens Aufputz dabei als überaus kostbar und herrlich bewundert, wobei man jedoch der Worte einer nach dem Haag durchgereisten russischen Gesandtin eingedenk war, welche gesagt hatte, daß keinem, der die Ehre habe diese durchlauchtigste Fürstin zu sehen, Zeit und Raum gelassen sei, auf ein anders, als auf sie selbst Achtung zu geben. Den Neuvermählten wurde auch von Sophie Charlotten ein Fest in Lützenburg gegeben, und dabei auf dem dortigen Theater ein Schäferspiel aufgeführt, wozu der Abbate Mauro die Worte, der Kapellmeister Attilio Ariosti die Musik gemacht hatte. Man bewunderte die Kühnheit des Komponisten, der mit ganz ungewöhnlichen und verwirrten Tönen, die in lauter

sich beständig auflösenden Dissonanzen bestanden, einen mächtigen Eindruck bei den Zuhörern bewirkte, und sie bald zu Wehmuth und bald zu Schrecken hinriß. Der Kaiserliche Sänger Ballarini, der aus Wien zu der Festlichkeit verschrieben worden, ärntete gleicherweise vielen Beifall. Zwischen den Akten wurde von den Hofleuten getanzt, und zuletzt prächtig gespeist.

Den näheren Antheil Sophie Charlottens erregte in dieser Zeit ein Geschäft, zu welchem Leibnitz nach Berlin berufen wurde. Schon mehrmals hatte die Kurfürstin versucht, ihn dorthin zu ziehen. Nach dem Tode des Staatsgelehrten und Geschichtschreibers Pufendorf war im Vorschlag, Leibnitz an dessen Stelle zu bringen. Aber auch zum bloßen Besuch war er oft und dringend eingeladen worden. Am 19. September 1699 schrieb Jablonski an ihn: «Da ich ehegestern das Glück hatte, der Kurfürstin Durchlaucht in Dero Andacht zu Lützenburg zu bedienen, sprachen Sie bei der Tafel nach Gewohnheit von meinem hochverehrten Herrn gar gnädig, und bezeugten, wie sehr Sie gewünscht hätten, selbten einmal hie zu sehen.» Sie selbst hatte den Gedanken in dem Kurfürsten erweckt, in Berlin eine Societät der Wissenschaften zu gründen;

sie machte mit Erfolg das Beispiel Ludwigs XIV geltend, und dem Kurfürsten leuchtete sogleich ein, daß eine solche Stiftung den Glanz seiner Regierung nur vermehren würde, und einem so kenntnißreichen, ja gelehrten Fürsten es vor andern geziemen müßte, sich auch als Förderer der Wissenschaften zu verherrlichen. Daß Leibnitz hiebei zu Rath gezogen und mit der Ausführung beauftragt wurde, lag in seinem Ruhme und in seinem bisherigen Verhältnisse vollständig begründet, es wäre schwerlich ein Nebenbuhler auch nur zu nennen gewesen. Jablonski bekam im März 1700 von dem Kurfürsten den Befehl, Leibnitz förmlich nach Berlin einzuladen, und da Sophie Charlotte sich gerade in Hannover befand, so war ihm die schöne Gelegenheit eröffnet, die fürstliche Gönnerin auf ihrer Rückreise zu begleiten. Im Mai traf er in Berlin ein, und wurde mit größter Auszeichnung aufgenommen. Der Briefwechsel, welchen er von hier aus nun sehr lebhaft nach Hannover mit der Kurfürstin Sophie unterhielt, gewährt uns einen Blick in das thätige und genußvolle Leben, welches er als Gast in Berlin führte. Die Besorgnisse wegen des Kriegs, in welchen Hannover gegen Dänemark im Sommer 1700

einen Augenblick verwickelt wurde, und wo zwei Brüder und der Oheim Sophie Charlottens mit im Felde waren, schwanden bald wieder, und diese konnte nun auf ihrem Schlosse Lützenburg ungestört den Vergnügungen leben, zu welchen alles um sie her fast ohne ihr Zuthun angelegt war, und mit deren Pracht und Fülle sie nur ihren Geist und Geschmack zu vereinen strebte. Anstatt steifen Ceremoniels, welches dem Kurfürsten mehr gefiel, gewann alles bei ihr heitre Bewegung, und die angenehmen Festlichkeiten und Gesellschaften zu Lützenburg bekamen solchen Ruf, daß die Kurfürstin Sophie den Namen scherzend in Lustenburg verwandelte. In diesem muntern Wechsel der Tage wurde die Societät der Wissenschaften glücklich zur Reife gebracht, der Kurfürst genehmigte den von Leibnitz entworfenen Plan, und vollzog am 11. Juli 1700 den Stiftungsbrief. — Friedrich der Große mißt die Ehre dieser Gründung hauptsächlich Sophie Charlotten und Leibnitz bei; jene Fürstin, sagt er, habe das Genie eines großen Mannes mit den Kenntnissen eines Gelehrten vereinigt, und einen Philosophen wie Leibnitz vollkommen zu würdigen gewußt; dieser aber, vom Himmel mit einer der bevorrechteten Seelen bedacht, welche sich den Für-

sten gleichstellen, ja mehr als Eine Seele habend, sei für sich allein schon eine Societät gewesen. Er wurde zum Kurfürstlichen Geheimen Rath und zum beständigen Präsidenten dieses neuen Vereins ernannt, der später in vier Klassen getheilt wurde, worunter eine für deutsche Sprache und Alterthümer. Leibnitz hatte die Benennung Societät dem Namen Akademie vorgezogen, doch überwog in der Folge der letztere. Nach mancherlei Schicksalen und wechselnden Leistungen hat diese wissenschaftliche Anstalt erst in neueren Zeiten einen festeren Zweck und Bestand erlangt.

Gleich am Tage nach dieser Gründung gab Sophie Charlotte zu Lützenburg ein Maskenfest, in welchem auch Leibnitz eine Rolle haben sollte, jedoch in dem Grafen von Wittgenstein einen willkommenen Vertreter fand. Die Verse, welche der Ceremonienmeister von Besser für die vornehmsten Masken gedichtet, können wir übergehen. Die Beschreibung aber, welche Leibnitz mit eigner Hand an die Kurfürstin Sophie gerichtet, darf hier nicht fehlen; sein Brief ist vom 13. Juli, und lautet wie folgt: «Madame! Quoique je m'imagine que madame l'électrice fera à Votre Altesse Électorale une description de la masquerade comique, ou de la foire de village, représentée hier au

théatre de Lützenbourg; j'en veux pourtant dire aussi quelque chose. Le directeur en étoit monsieur d'Osten, qui a été dans les bonnes grâces du feu roi de Danemarc. On avoit réglé le tout fort à la hâte, pour être exécuté le jour destiné à célébrer la naissance de l'électeur, c'est-à-dire le 12, quoique l'onzieme, qui étoit le dimanche passé, soit le vrai jour natal. On représenta donc une foire de village ou de petite ville, où il y avoit des boutiques avec leurs enseignes, et l'on y vendoit pour rien des jambons, saucisses, langues de boeuf, des vins et limonades, du thé, café, chocolat, et drogues semblables. C'étoient monseigneur le marggrave Christian Louis, monsieur d'Obdam, monsieur du Hamel et autres, qui tenoient ces boutiques. Monsieur d'Osten faisant le docteur empirique, avoit ses arlequins et saltimbanques; parmi lesquels se mêla agréablement monseigneur le maggrave Albert. Le docteur avoit aussi des sauteurs, qui étoient, si je ne me trompe, monsieur le comte de Solms et monsieur de Wassenaer. Mais rien ne fut plus joli que son joueur de gobelets; c'étoit monseigneur le prince électoral, qui a appris effectivement à jouer l'hocus-pocus.

Madame l'électrice étoit la doctoresse, qui

tenoit la boutique de l'orviétan. Monsieur Désaleurs faisoit très-bien le personnage d'arracheur de dents. A l'ouverture du theâtre parut l'entrée solennelle de monsieur le docteur monté sur une façon d'éléphant; et madame la doctoresse se fit voir aussi, portée en chaise par ses Turcs. Le joueur de gobelets, les bouffons, les sauteurs et l'arracheur de dents vinrent après; et quand toute la suite du docteur fut passée, il se fit un petit ballet de Bohémiennes, dames de la cour, sous un chef, qui étoit madame la princesse de Hohenzollern; et quelques autres s'y mêlèrent pour danser. On vit aussi paroître un astrologue, la lunette ou le télescope à la main. Ce devoit-être mon personnage; mais monsieur le comte de Wittgenstein m'en releva charitablement. Il fit des prédictions avantageuses à monseigneur l'électeur, qui regardoit de la plus prochaine loge. Madame la princesse de Hohenzollern, principale Bohémienne, se prit à dire la bonne avanture à madame l'électrice le plus agréablement du monde, en vers allemands fort jolis, qui étoient de la façon de monsieur de Besser. Monsieur de Quirini étoit valet de chambre de madame

la doctoresse; et moi, je me plaçai avantageusement pour voir tout de près avec mes petites lunettes, et pour en faire rapport à Votre Altesse Électorale. La demoiselle de madame la princesse de Hohenzollern avoit mal aux dents; et l'arracheur, les tenailles de maréchal à la main, faisant son métier, fit paroître une dent qui étoit quasi comme le bras; aussi étoit-ce une dent de cheval marin. Le docteur louant les prouesses de son arracheur, laissa juger à l'assemblée combien il falloit être adroit, pour tirer une telle dent sans faire du mal. Parmi les malades qui demandoient des remèdes étoient messieurs d'Alefeld et de Flemming, envoyés de Danemarc et de Pologne, et notre monsieur d'Ilten, vêtus en paysans de leurs pays chacun ayant sa chacune. Madame la grand-maréchale étoit la femme de l'arracheur et l'aidoit à mettre en ordre les drogues et instruments; il en étoit de même des autres. Plusieurs entremêlèrent adroitement des voeux pour l'électeur et l'électrice. Monsieur d'Obdam en flamand, monsieur Flemming en bon pomérien, car il finissoit ainsi:

Vivat Friedrich und Charlott!
Wer's nicht recht meint, ist ein Hundsfott.

C'étoit au reste la tour de Babel, car chacun y parloit sa langue; et monsieur d'Obdam, pour faire plaisir à madame la doctoresse, chanta la chanson de l'Amour-medecin, qui finit par la grande puissance de l'orviétan. Aussi celui que vendoit une telle doctoresse ne pouvoit manquer d'en avoir.

Sur la fin vint un trouble-fête, monsieur de Reisewiz, envoyé de Saxe en Pologne, faisant le docteur ordinaire du lieu ou stadtphysikus, qui attaquoit l'empirique. C'étoit un combat en paroles assez plaisantes. L'empirique ayant montré ses papiers, parchemins, privilèges et attestations des empereurs, rois et princes, le stadtphysikus s'en moqua, et montra de belles medailles d'or pendues à son col, et à celui de madame sa femme, disant que c'étoit par son habileté, qu'il avoit acquis de telles pièces, et que cela marquoit plus réellement son savoir-faire que des papiers ramassés.

Enfin monseigneur l'électeur desceneit lui-même de sa loge, travesti en matelot hollandois, et acheta par-ci par-là dans les boutiques de la foire. Il y avoit de la musique dans l'orchestre; et tous ceux qui ont été présents, qui

n'étoient ou ne devoient être que des gens de la cour ou de distinction, ont avoué, qu'un grand opéra, qui auroit coûté des milliers d'écus, auroit donné bien-moins de plaisir aux acteurs aussi bien qu'aux spectateurs.» Die Kurfürstin Sophie sandte diese Schilderung nach Paris an ihre Kousine die Herzogin von Orleans, welche sich an dergleichen sehr ergötzte. Daß jedoch der Reiz solcher Lustbarkeiten für Leibnitz leicht erschöpft wurde, und sein Sinn damit nicht dauernd übereinstimmte, sehen wir aus einem andern Briefe an seine fürstliche Freundin, worin er meldet, daß er am vorigen Tage erst um 3 Uhr von Lützenburg zurückgekommen sei, und hinzufügt; «Je fais ici une vie que madame l'électrice appelle après moi ein liederlich Leben. Me voilà donc bien dérangé et bien hors de mon élément.»

Inzwischen hatte der Kurfürst die Erlangung der Königswürde fortgesetzt im Auge behalten, und diese Angelegenheit, mit welcher auch die Ungnade Danckelmans und die Erhebung Wartenbergs in nahem Bezuge stand, kam täglich entschiedener zur Sprache. Wartenberg erkannte, daß von dem Gelingen derselben seine fernere Stellung abhinge, und er wandte allen Eifer an, dem Kurfürsten diese

Befriedigung zu verschaffen. Die Unterhandlungen waren nach allen Seiten angeknüpft, und während in Wien die Zustimmung des Kaisers begehrt und den Schwierigkeiten seiner Minister nach besten Kräften begegnet wurde, blieb nichts unversucht, um von andern bedeutenden Höfen nicht nur die Zusage ihrer Anerkennung, sondern auch ihre thätige Unterstützung zu erlangen. Wartenberg wandte sich in seiner Verlegenheit nach Hannover an die Kurfürstin Sophie, welche die Sache lebhaft ergriff, und gern alles aufbot, um ihre Tochter als Königin zu sehen. Dies ist die spätere und wahrscheinlichere der beiden abweichenden Erzählungen, welche von diesem Hergange sich bei Pöllnitz finden. Ein näheres Einvernehmen zwischen Sophie Charlotte und Wartenberg konnte nun nicht ausbleiben. Nach den von Hannover empfangenen Winken konnte nun die Kurfürstin ihre Vertraute, Fräulein von Pöllnitz, zur näheren Rücksprache mit Wartenberg beauftragen. Letzterer setzte die größte Hoffnung auf den persönlichen Einfluß der beiden Fürstinnen bei dem Könige Wilhelm von Großbritannien, der zugleich als Erbstatthalter in Holland gebot, und bei dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern, welcher als des Kaisers Statthalter in Brüssel den katholischen

Niederlanden vorstand. Die Kurfürstin Sophie hatte ihrerseits für ihr Haus die wichtige Angelegenheit wegen der englischen Thronfolge durch persönliche Anwesenheit im Haag zu verfolgen. Es wurde demnach verabredet, die beiden Kurfürstinnen sollten, unter dem Vorwande der leidenden Gesundheit Sophie Charlottens, die Bäder von Aachen, und bei dieser Gelegenheit auch Brüssel und den Haag besuchen. Hiezu waren sogleich die größten Mittel bereit, der Kurfürst willigte in jeden Aufwand, der seinem Zwecke günstig schien. Nicht nur wurden unbeschränkte Summen für die Reise selbst angewiesen, sondern es kam auch zur Sprache, daß die Kurfürstin, bei der prächtigen Lebensweise, die von ihr verlangt werde, und die auch, sofern sich Geschmack und Geist damit verbinden ließen, ihrem eignen Sinne schon ganz genehm war, mit ihren bisherigen Einkünften nicht ausreichen könne, daher ein Rückstand von 150,000 Thalern sogleich bezahlt, und für die Zukunft eine Vermehrung von jährlich 20,000 Thalern ausgemacht wurde. Nach diesem, zuerst von Fräulein von Pöllnitz, als Vertrauten der Kurfürstin, mit Wartenberg geschlossenen Vertrage, dem der Kurfürst in allen Punkten beistimmte, wagte jener, die Kurfürstin noch um

die Gunst anzugehen, daß sie seine Gemahlin bei sich sähe. Sophie Charlotte glaubte diesem Verlangen nachgeben zu müssen, da auch die Fortdauer des guten Vernehmens mit dem Kurfürsten hievon abhängig schien. Sie ließ daher zu einem ihrer Hoftage die Gräfin von Wartenberg nach Lützenburg einladen, wo derselben jedoch sogleich die unangenehme Verlegenheit zukam, von der Kurfürstin nach deren gewohnter Weise französisch angeredet zu werden und in dieser Sprache nicht antworten zu können. Ein paar Tage darauf, im Mai des Jahres 1700, trat Sophie Charlotte ihre Reise an, zuerst nach Hannover, und dann mit der Mutter vereint im Anfang des Septembers nach Aachen. Leibnitz, der wegen seiner Gesundheit im Bade zu Töplitz war, empfing die Einladung, dies Bad mit dem von Aachen zu vertauschen, und mit den beiden Fürstinnen zu reisen, denen er damit ein sehr großes Vergnügen machen würde. Doch fand Leibnitz sich genöthigt, dieses schmeichelhafte Anerbieten ungenutzt zu lassen, und mußte bis zum Ende des Septembers in Töplitz bleiben.

Die beiden Kurfürstinnen brachten einen Theil der Badezeit in Aachen hin, und begaben sich dann nach Brüssel. Hier hatte Sophie Charlotte die

Freude, ihren Kurprinzen zu finden, der inzwischen von Berlin dahin gebracht worden war. Der Kurfürst von Baiern empfing sie mit größter Zuvorkommenheit, und veranstaltete ihnen zu Ehren mannigfache Feste; Maximilian Emanuel huldigte den schönen Frauen mit ritterlichem Eifer; die Schönheit und der Geist Sophie Charlottens erregten seine Bewunderung, der Verstand und die anmuthige Lebhaftigkeit der Kurfürstin Sophie nahmen ihn nicht weniger ein. Er trug kein Bedenken, als die Rede auf die Königswürde kam, sein Versprechen zu geben, daß er dieselbe, sobald die Seemächte mit ihrem Beispiel vorangingen, sogleich anerkennen würde, wenn auch der Hof zu Wien noch Schwierigkeiten machte. Die Kurfürstin von Baiern benahm sich weniger zuvorkommend. Sie war eine Polin, Tochter des Königs Johann Sobieski, und vereinigte mit den Vorzügen ihrer Landsmänninnen auch manche von deren Launen. Schon bei ihrer Durchreise in Berlin, als sie ihrem Gemahl nach Brüssel folgte, hatte sie durch manche Sonderbarkeit sich bemerklich gemacht. Sie war sehr schön, wollte aber keiner andern Frau gestatten, es auch zu sein, und äußerte ihr Mißvergnügen und ihre Eifersucht auf alle Weise, wenn derglei-

chen Ansprüche sich darstellten. Die Anwesenheit Sophie Charlottens war ihr deßhalb eine Pein, sie wollte deren Schönheit durchaus nicht mit der ihrigen vergleichen lassen, vermied sorgfältig mit ihr zusammen öffentlich zu erscheinen, und stellte sich lieber krank. Sophie Charlotte, schon bekannt mit den Eigenschaften der wunderlichen Polin, rechnete ihr dies Betragen nicht an, sondern nahm es von der leichten Seite, und scherzte darüber mit dem Kurfürsten von Baiern, zu dem sie gesagt haben soll: «Ohne mir schmeicheln zu wollen darf ich glauben, daß ich mich besser dazu geschickt hätte, Ihre Frau zu sein, als Ihre jetzige: Sie lieben die Vergnügungen, ich hasse sie keineswegs: Sie sind galant; ich bin nicht eifersüchtig: nie würden Sie mich böse sehn; und ich glaube wir hätten eine gute Ehe mit einander geführt.»

Von Brüssel begaben sich die beiden Kurfürstinnen nach Holland, und hatten zwischen Antwerpen und Rotterdam einen Sturm zu bestehen, bei welchem besonders die Kurfürstin Sophie sich durch muthige Fassung auszeichnete. Nach großer Gefahr kamen sie am 26. Oktober doch wohlbehalten in Rotterdam an. Die politischen Zwecke thaten der geistigen Neigung und Theilnahme keinen Ein-

trag; an dem Orte, wo der geschätzte Forscher und Kritiker, der damals vielgeltende Schriftsteller Peter Bayle wohnte, war das Verlangen ihn zu sehen lebhaft erweckt, noch am späten Abend wurde zu ihm geschickt, allein Bayle lag schon zu Bette, krank an heftigem Kopfschmerz, und mußte die ihm so schmeichelhafte Einladung versäumen. Der berühmte Basnage, welchem der Graf von Dohna im Haag nochmals den Wunsch der beiden Fürstinnen zu erkennen gab, ließ Bayle davon benachrichtigen, und dieser stellte sich nun dort beeifert ein. Beide Gelehrte wurden mit Auszeichnung aufgenommen. Die Kurfürstin Sophie unterhielt sich insbesondre mit Bayle, richtete mehrere Fragen an ihn, und das Gespräch wandte sich auf die wichtigsten Gegenstände. Sophie Charlotte sprach unterdeß hauptsächlich mit Basnage, und lobte sehr Bayle und dessen Schriften, welche sie stets mit sich zu führen versicherte. Von beiden Seiten scheint große Befriedigung Statt gefunden zu haben; es geschah sogar der Vorschlag, die beiden Gelehrten sollten noch eine Strecke mitreisen, welches jedoch nicht zur Ausführung kam.

Auf dem Schlosse Loo wurden hierauf die politischen Anlagen besprochen, und die beiden Fürstin-

nen zeigten vereint und jede insbesondre hierin die entschiedenste Ueberlegenheit des Geistes und der Klugheit. Sie gewannen in aller Hinsicht die vollständigsten Erfolge. Die Kurfürstin Sophie erlangte von dem Könige von Großbritannien das förmliche Versprechen, daß ihr und ihrer protestantischen Nachkommenschaft die Thronerbfolge von England zugesichert werden sollte. Die Kurfürstin Sophie Charlotte bestimmte den König, ihren Gemahl als König anzuerkennen. Mit diesem Siege, welcher die Nachgiebigkeit des Kaisers entschied und allen sonstigen Einspruch entkräftete, kehrte die nun ihrem harrenden Gemahl doppelt erwünschte Fürstin nach Berlin zurück. Sie hatte freilich durch ihren Erfolg für sich selber eine nächste Zeit bereitet, an der sie schwer zu tragen haben sollte.

Solcher wichtigsten Zustimmungen versichert, eilte Friedrich III die Annahme der Königswürde, wozu seine Ungeduld schon alles vorbereitet hatte, unmittelbar in Vollzug zu setzen. Die Kurfürstin hatte sich von ihrer Reise noch nicht ausgeruht, und schon mußte sie sich zu einer neuen anschicken, und zwar in entgegengesetzter Richtung. Friedrich der Große erzählt, was wir ohne ein solches Zeugniß nicht wiederholen würden, die Kurfürstin, welche

allerdings mit einiger Angst den bevorstehenden Ceremonien und persönlichen Leistungen entgegensehen konnte, habe zu einer ihrer Damen gesagt, sie sei in Verzweiflung, die nächsten Monate so angestrengt in öffentlicher Erscheinung zubringen zu müssen. Und an Leibnitz habe sie um diese Zeit geschrieben: «Ne croyez pas que je préfère ces grandeurs et ces couronnes, dont on fait ici tant de cas, aux charmes des entretiens philosophiques que nous avons eûs à Lutzenbourg.» Dem Kurfürsten bot sich unter seinen Ländern das Herzogthum Preußen, als nicht zum deutschen Reiche gehörig, bequem und schicklich dar, um zum Königreich erhoben zu werden, und in Königsberg, dem Orte, wo er selbst geboren worden, und dessen Namen schon günstig klang, sollte die Krönung vor sich gehen. Schon am 17. December 1700 begann die Abreise von Berlin, und viele Tage hintereinander folgten immer neue Abtheilungen des Hofes und seiner Begleitung. Seinem Hange gemäß, hatte der Kurfürst diesmal jede ersinnliche Pracht und Festlichkeit aufgeboten. Er selbst und die Kurfürstin reisten mit ihrem persönlichen Gefolge, dreihundert Karossen und Rüstwagen, mit Postpferden voran; sie fuhren nur Vormittags, und wo sie ankamen,

war prunkvolle Tafel und mannigfache Festlichkeit bis auf den Abend; in zwölf Tagen gelangten sie nach Königsberg. Drei andre Abtheilungen des Hofes, wahren Heereszügen vergleichbar, folgten etwas langsamer nach; außer den mitgenommenen Königlichen und sonstigen eigengehörigen Pferden wurden noch gegen dreißigtausend Vorspannpferde gebraucht! In Königsberg mußten die schon begonnenen Anstalten rasch vollendet werden, der Kurfürst berieth mit seinen Ministern alles genau, der Ceremonienmeister von Besser half die Ordnungen festsetzen, Eosander von Goethe die nöthigen Verzierungen aufstellen. Am 15. Januar 1701, unter Begleitung von Trompetern, Truppen und vielem Hofgepränge, wurde durch Herolde auf den Plätzen und Straßen die öffentliche Bekanntmachung verlesen, daß Preußen zu einem Königreich erhoben sei, und darauf dem Fürsten und Herrn Friedrich, nunmehrigen Könige in Preußen, so wie seiner Gemahlin, Königin Sophie Charlotte, jubelvoller Lebehoch ausgebracht. Am 17. Januar stiftete der König den Orden vom schwarzen oder dem preußischen Adler, und ernannte sogleich, den Kurprinzen an der Spitze, achtzehn Ritter. Die feierliche Krönung geschah am 18. Januar. Der König trat

im Ornat aus seinen Gemächern in den großen Audienzsaal, setzte sich dort die Krone mit eignen Händen auf das Haupt, nahm den goldnen Zepter und begab sich in feierlichem Zuge nach den Zimmern der Königin, die ihm mit allen ihren Damen entgegentrat, sich vor ihm neigte, und in diesem Augenblicke von ihm die Krone aufgesetzt erhielt.

Die Beschreibung des Anzugs darf bei solcher seltnen Feier, und besonders bei einer schönen Königin, wohl einigen Raum ansprechen. Der König trug ein Kleid von rothem Scharlach, mit reicher goldner Stickerei, und mit großen diamantenen Knöpfen, deren jeder dreitausend Dukaten werth; ein Königsmantel von Purpursammet, mit Hermelin gefüttert, und reich mit goldnen Kronen und Adlern gestickt, wurde vorn durch eine Spange von drei Diamanten zusammengehalten, deren Werth auf eine Tonne Goldes geschätzt wurde; der goldne Zepter war mit Diamanten und Rubinen besetzt, auf der Spitze aber breitete sich ein Adler aus, dessen ganzer Leib aus einem sehr großen Rubin bestand, während ein andrer fast eben so großer die Erdkugel bildete, diese beiden Rubine hatte dem Kurfürsten der Zar Peter von Rußland bei seiner Anwesenheit in Königsberg aus seinem eig-

nen Zepter geschenkt; gleicherweise von reinem Golde war die Krone und mit dicht an einander gefügten Diamanten von ungeheurem Werthe überdeckt. Die Königin war in Goldstoff gekleidet, der mit Ponceau-Blumen durchwirkt und auf allen Näthen mit Diamanten besetzt war, die auch den ganzen Brusttheil dicht bedeckten. Rechts an der Brust haftete ein Strauß von lauter Birn-Perlen, deren eine besonders ungemein groß, und alle zusammen unberechenbaren Werthes waren. Mantel und Krone glichen denen des Königs, nur daß ihr die Krone, wie Besser sagt, unmittelbar auf ihrem bloßen Haupte saß, und unter den dicken Buckeln ihres natürlich gekrollten pechschwarzen Haares desto heller hervorschimmerte; wie denn überhaupt die von der Natur ihr vertrauten Güter, nach dem genannten Schriftsteller, allen den Schätzen ihres Aufputzes vorgingen, und auch wirklich ein von solcher Schönheit entzückter Zuschauer nicht sowohl der Königin zur Krone, als vielmehr der Krone zur Königin Glück wünschte.

Nachdem die beiden Majestäten eine Weile auf den silbernen Thronsesseln geruht, und die Begrüßung der Anwesenden in deren wiederholten tiefen Neigungen empfangen, erhoben sie sich unter Ge-

läut aller Glocken im feierlichen Zuge nach der Schloßkirche. Hier geschah nach mehreren gottesdienstlichen Handlungen, während deren der König und die Königin unter Thronhimmeln saßen, nach Gesang, Altargebet und Predigt, die Salbung und Weihe durch zwei Oberhofprediger, einen reformirten und einen lutherischen, welche zum Behuf dieser Handlung eigends zu Bischöfen ernannt worden waren. Der König legte am Altar die Krone und den Zepter ab, kniete nieder, und ließ sich die Stirn mit dem Oel in Gestalt eines Kreises bezeichnen. Eben so wurde die Königin gesalbt, nur daß sie die Krone nicht ablegte. Nach verschiedenen Ausrufungen, Gebetsprüchen und dem Lobgesange, in welchen das Geläut aller Glocken, der Kanonendonner von den Wällen und das Gewehrfeuer der aufgestellten Truppen einstimmten, endete die kirchliche Feier, und beim Hinausgehen aus der Kirche wurden für 10,000 Thaler Gold- und Silbermünzen unter das Volk ausgeworfen, auf welchen beider Majestäten Bildnisse und Namen standen. Alsdann fand eine Prunktafel Statt, bei welcher abermals die Ceremonien nicht gespart waren. Viele Gnaden wurden hierauf ertheilt, neue Hofbedienungen errichtet, und für manche Uebel-

thäter Verzeihung ausgerufen. Der Abend verging unter Feuerwerken und herrlicher Beleuchtung der ganzen Stadt, zu deren Besichtigung der König und die Königin unter Glockengeläut auf den Straßen fuhren. In allen Ländern des Königs wurde dieser Tag gleichzeitig mit größtem Aufwande festlich begangen, ja kein Dorf blieb unbeleuchtet. Johann von Besser hat alle diese Hergänge umständlich und mit einer im damaligen Sinne vortrefflichen Würde und Zier beschrieben. Auch Leibnitz gab zu dem Ereignisse seinen huldigenden Beitrag, indem er eine Schrift ausgab, worin er untersuchte und darlegte, was nach den geltenden völkerrechtlichen Begriffen zum Königsthum erforderlich sei.

Die Königin Sophie Charlotte mußte noch bis zum Monat März viele Festlichkeiten der mannigfachsten Art aushalten, die ihrem Geist und ihren Neigungen gewiß je länger je peinlicher wurden. Während der großen Haupttage hatte sie fügsam und freundlich allem Auferlegten sich unterworfen, und ihr Gemahl, der seinen Festesglanz durch ihre Würde und Schönheit verherrlicht sah, war mit ihrem Benehmen sehr zufrieden, außer Einmal, da sie aus Ungeduld, während der Krönungsceremonie selbst, ihre von dem Zar Peter eingetauschte Dose

hervorzog, und eine Prise nahm. Sie saß auf ihrem Throne dem Könige gegenüber, hatte aber den Augenblick wahrgenommen, wo sie sich unbemerkt glauben durfte. Allein der König sah es, und war tief verletzt von dieser Handlung, für welche das Ceremoniel nichts vorgesehen hatte; und nicht nur verwies er es ihr durch unwillige Blicke, sondern sandte auch sogleich einen Kammerherrn mit der Mahnung ab, sie möchte des Ortes eingedenk sein, wo sie sich befinde, und des Ranges, den sie daselbst einnehme. Die Königin ließ sich aber leichter in ihrem Thun und Lassen bestimmen, als zu andern Ueberzeugungen bringen, und sah schwerlich ihren Fehler so ein, wie es gewünscht wurde. An die fortgesetzten Feste reihten sich die Lustbarkeiten der Fastnacht an, und auch diese wurden eifrigst mitgemacht. Endlich mußte sich doch dieser Stoff erschöpfen und der hartnäckigste Trieb ermatten, alles war übersättigt von Prunk und Herrlichkeit, und auch die Mittel begannen zu fehlen. Dazu kam die Lage der politischen Verhältnisse, welche die Anwesenheit des Königs in Berlin erforderten. Der 8. März wurde endlich zur Abreise festgesetzt. Aber auch dieser Tag, der einen noch unverbrauchten Anlaß bot, wurde noch zuletzt mit ungemeinen

Aufzügen und Feierlichkeiten begangen. Bei Berlin am 17. März angelangt, begab sich der König nach Potsdam, und später nach Schönhausen, die Königin aber nach Lützenburg; der feierliche Einzug in die Hauptstadt blieb noch aufgeschoben, weil die Anstalten nicht gehörig vorbereitet waren, und der ganze Hof sich erst wieder sammeln und herstellen mußte.

In dieser Zeit der Ruhe und Einsamkeit empfand Sophie Charlotte gleich wieder das Verlangen, sich von geistigen Dingen mit Leibnitz zu unterhalten. Als Jablonski in Lützenburg erwähnte, er habe zu den nächstbevorstehenden Festlichkeiten auch Leibnitz im Namen der Societät eingeladen, fügte die Königin den Auftrag hinzu, ihn auch in ihrem Namen nochmals einzuladen und um Beschleunigung seiner Ankunft zu ersuchen, weil sie solche sehr wünschte. Und einige Tage später fragte sie Jablonski'n wieder, ob er den Auftrag gehörig ausgerichtet, und drückte wiederholt ihre Wünsche aus, wie sehr gern sie gerade in dieser Zeit, da sie gleichsam inkognito lebe und wenig Menschen um sich habe, Leibnitzens angenehme Gesellschaft hätte genießen mögen. In gleichem Sinn schrieb auch Fräulein von Pöllnitz an ihn, und fügte munter

hinzu, daß ihre Einsamkeit doch immer noch lustig sei, und erinnerte an das deutsche Sprichwort: «Wenn die Katze nicht zu Hause ist, springen die Mäuse auf Tisch und Bänken herum.» Doch konnte Leibnitz diesmal nicht die kurze Muße theilen, welche der Königin vergönnt war, und die Zeit der Festlichkeiten trat auf's neue ein.

Die Königin begab sich im Anfange des Mai mit ihrem Hofstaat nach Schönhausen, wo der König inzwischen alles zu neuem Glanz und Prunk angeordnet hatte, und von hier aus geschah am 6. Mai der feierliche Einzug nach Berlin. Feste und Lustbarkeiten erfolgten nun wieder in gedrängter Fülle. Endlich gab Sophie Charlotte dem Könige noch zuletzt in Lützenburg ein Fest, das ganz nach seinem Sinne war, und nach so vielen vorangegangenen noch außerordentlich erschien; Oper, Ball, Gastmahl, alles war herrlich; am meisten aber bewunderte man die Truppenschaar von jungen Edelleuten, welche der Kronprinz befehligte, und denen der Wachtdienst in den Festsälen vertraut war. Erst am 22. Juni wurde die sechsmonatliche Dauer dieser Krönungsfeier durch das Kirchenfest eines allgemeinen Dank-, Buß- und Bettages geschlossen.

Die Königin athmete in ihrem Lützenburg wie-

der auf, genoß der zwanglosen Geselligkeit, und der geistreichen Unterhaltung, welche ihr nächster Kreis immer darbot. Leibnitz aber fehlte, durch hannöversche Angelegenheiten beschäftigt, welche in dieser Zeit ebenfalls einer nahen Königswürde entgegenführten. Der Kurfürstin Sophie wurde im Sommer 1701 durch den englischen Gesandten Grafen Macclesfield die Erbfolge-Akte des Parlaments überbracht, vermöge deren das Erbrecht Sophiens und ihrer Nachkommen auf den Thron Großbritanniens war ausgesprochen worden. Macclesfield war durch den Bischof Burnet auch besonders an Leibnitz empfohlen, der in diesen Sachen überhaupt thätig eingewirkt hatte. Ein Brief aus dieser Zeit von Leibnitz an Sophie Charlotte entschuldigt sein langes Ausbleiben: «Je n'ai pas encore pu faire ma cour à Votre Majesté comme je souhaite avec passion, parce qu'on m'a pressé extrêmement d'avancer un travail dont je suis chargé. Cependant j'espère qu'il me sera permis de respirer un peu, et de ne pas laisser écouler cet été sans satisfaire à un devoir qui fait une bonne partie de ma félicité. Les gracieuses bontés de Votre Majesté et ce bonheur que je me figure et que j'ai éprouvé, d'être à portée pour voir de

près

près ce qui est l'admiration de la terre, me fait oublier tout ce qui me peut chagriner ailleurs. A quoi contribuera aussi la joie que j'ai de voir la justice que le monde rend à Votre Majesté et à madame l'électrice. Il avoit de l'impatience à vous voir reine; et à peine l'êtes vous devenue, madame, qu'il se réjouit de la voir en train de vous suivre. Car vous ayant donné l'exemple en tant d'autres choses, qui vous font si grande et si adorable, elle est bien aise de recevoir à son tour exemple de Votre Majesté dans ce que le monde se figure de plus grand. Il est vrai que, ni vous ni elle, vous n'avez pas besoin de couronnes et de diamants pour briller. Celui de mylord Raby a été trouvé fort beau, et j'ai peur que cela ne tire à conséquence pour mylord Macclesfield. Monsieur Stepney qui m'a écrit de Vienne m'a chargé de marquer sa dévotion à Votre Majesté quand j'en aurois l'occasion. Voici aussi une lettre de monsieur Burnet, Ecossois qui a été autrefois en votre cour. S'ils s'expriment mieux que moi, ils ne surpasseront pas l'ardeur de mon zèle qui ne le cede à personne dans la qualité d'être de Votre Majesté le plus soumis et le plus obéissant ser-

viteur Leibnitz.» Im Herbst war Leibnitz wieder in Berlin, und vergaß unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten und geistreichen Unterhaltungen auch der politischen Aufgaben nicht, die ihm durch seine günstige Stellung zufielen. Er drang unablässig auf Erhaltung des guten Einverständnisses zwischen den beiden Höfen, und auf gemeinsames Wirken derselben. In diesem Sinne schrieb er aus Berlin am 19. November 1701 an die Kurfürstin Sophie nach Hannover, woraus, neben dem edlen Geistesbezuge Leibnitzens zu seiner fürstlichen Freundin auch die Stellung der Königin zu den Ministern, und hauptsächlich zu dem Grafen von Wartenberg, sich deutlich ergiebt: «Je n'ai pas manqué d'écrire à monsieur le feldmaréchal Flemming ce que Votre Altesse Electorale m'a dit de favorable pour lui, et je ne doute point qu'il n'en ait été extrémement réjoui, et plus que presque de toute nouvelle qu'il pouvoit recevoir. Pour ce qui est des unités, dont nous avions parlé ensemble Votre Altesse Electorale les entend autant qu'elles sont intelligibles si elle en prend la peine. Car elle juge bien que tout ce qui est corporel et composé est multitude et non pas une unité véritable; que toute multitude cependant doit

être formée et composée par l'assemblage des unités véritables, lesquelles par conséquent n'étant point composées ni sujettes à la dissolution sont des substances perpétuelles, quoiqu'elles changent toujours. Or ce qui n'a point de parties ni d'étendue, n'a point de figure aussi; mais il peut avoir de la pensée et de la force ou de l'effort, dont on sait aussi que la source ne sauroit venir de l'étendue ni des figures, et par conséquent il faut chercher cette source dans les unités, puisqu'il n'y a qu' unités et multitudes dans la nature.

Mais je viens à des choses plus convenables au temps. J'espère que notre cour aura sujet d'être contente de celle-ci. Non seulement les expressions sont les plus obligeantes du monde, mais encore, si on sait ménager les bonnes dispositions, je crois que c'est justement le temps d'en profiter en bien des choses. Le ministère tâche de plaire à la reine, et il a raison; et la reine aussi de son côté en use le mieux du monde. Et comme l'on sait que rien ne sauroit faire plus de plaisir à la reine que la bonne intelligence des deux cours, on est fort disposé à la cultiver. Outre que c'est le grand et vé-

ritable intérêt des uns et des autres, et que l'on reconnoit que c'est l'unique moyen de nous sauver tous et la liberté publique; ce qui est aussi le texte ordinaire de mes sermons. Je crois aussi que le temps est plus propre que jamais à pousser l'introduction et à finir cette grande affaire si on s'y prend comme il faut. Je souhaiterois aussi que l'affaire de la succession d'Angleterre entroit dans la grande alliance; c'est à quoi on seroit assez disposé à travailler ici. Monsieur le grand-chambellan me marqua encore dernièrement combien il étoit sensible à ce que monseigneur l'électeur lui avoit fait témoigner sur son zèle. Il m'assura aussi qu'on étoit entièrement pour l'établissement de la primogéniture, et avoit fait témoigner le plus fortement qu'il est possible aux princes fils de Votre Altesse Electorale qu'ils ne devoient point se flatter d'une vaine espérance. J'apprends de la reine que monseigneur le duc Maximilian ne demande maintenant que des choses qui me paroissent tendre à la conclusion, sur tout puisque Votre Altesse Electorale et monseigneur le duc de Zell sont si portés à la procurer."

Mit Leibnitz zugleich war in dieser Zeit auch ein

Mann am Hofe Sophie Charlottens erschienen, der daselbst, wie in der Welt überhaupt, einiges Aufsehen erregte, und von dem wir etwas umständlicher zu sprechen veranlaßt sind. Die große Geistesbewegung jener Zeit fluthete zwar hauptsächlich innerhalb der Ufer, welche durch entgegenstehende Glaubensformen und wissenschaftliche Bollwerke fest begründet waren, doch fand wohl auch eine Strömung ihren Weg unerwartet in das offne Feld, das hinter jenen Dämmen sicher zu liegen schien. Die kirchlichen Bekenntnisse und philosophischen Systeme wurden durchbrochen, und die Macht des Zweifels, welche statt des Glaubens und der Wissenschaft den natürlichen Menschenverstand anrief, unterfing sich, auf diesem Boden jene gleichsam zu ersetzen. In dieser Richtung hatten die Franzosen schon einiges versucht, weit gründlicher und entschlossener aber gingen die Engländer darin vor. Die theologischen Kämpfe, so heftig und andauernd und mit so wichtigen Ergebnissen geführt, hatten in England die mannigfachsten Denk- und Sinnesarten aufgeregt, deren Bekenner in den allgemeingültigen gesetzlichen Freiheiten mehr oder minder auch ihre besondre zu behaupten wußten. Unter den zahlreichen Sekten, zu deren Stiftung oft Ehrgeiz nicht minder als

Frömmigkeit wirkte, war endlich auch eine von Freidenkern aufgetreten, welche alles Geoffenbarte auf die Vernunft zurückführte, und einen großen Anhang gewann. Die Namen Tindal, Collins und andre machten sich bekannt, als Haupt und Vertreter der ganzen Genossenschaft aber steht der Irländer John Toland ausgezeichnet, von welchem sie insgesammt den Namen führen. Unehlicher Sohn eines katholischen Priesters, der ihn verläugnete und verstieß, hatte er früh einen Widerwillen gegen die katholische Kirche gefaßt, und war zur reformirten übergetreten. Lebhaft, mit Kenntnissen ausgerüstet, und durch große persönliche Gaben unterstützt, hing er schon in früher Jugend dem Gedanken nach, eine besondre Sekte zu stiften, und fand sich durch die Feindschaft und Härte, mit welcher die englischen Theologen seinen ersten Anfängen begegneten, nur um so schneller dahin gedrängt, seine Absonderung auszusprechen. Sein Hauptwerk erschien unter dem Titel: Christianity not mysterious, a treatise showing that there is nothing in the gospel contrary to reason, or above it, and that no christian doctrine can be properly called a mystery, und dieses Buch enthält den Keim des ganzen Systems, welches in der Folge bei den deutschen Theo-

logen unter dem Namen Rationalismus so große Ausbreitung fand. In England aber bot die herrschende Kirche gegen diesen kühnen Neuerer all ihr Ansehn auf, sein Buch wurde von der Grandjury von Middlessex für ein öffentliches Aergerniß erklärt. Indeß hatte er durch eine neuere Schrift, Anglia liberata betitelt, für die Berufung des Hauses Hannover auf den englischen Thron sich kräftigst ausgesprochen, und stand hiedurch einer mächtigen politischen Parthei verbunden. Graf Macclesfield nahm diesen Mann gern in sein Gefolge, versichert, daß derselbe an einem Hofe, um den er sich verdient gemacht, und wo Geist und Kenntniß immer willkommen waren, die beste Aufnahme finden würde.

Diese Erwartung wurde nicht getäuscht; Toland erfuhr als politischer Anhänger und als geistvoller Denker in Hannover die schmeichelhafteste Behandlung, wiewohl man wegen seines Besuchs, als der in England mit üblen Augen angesehen werden konnte, anfangs nicht ohne Bedenken war. Leibnitz trat mit ihm in Verbindung; die Kurfürstin Sophie unterhielt sich gern und oft mit ihm; seine kühnen Sätze trug er mit weltmännischer Feinheit vor, sah dieselben aber mit guten Waffen bekämpft.

Wenn er eine von der Schöpfung unterschiedene Weltursache, also einen persönlichen Gott, zu läugnen suchte, stellte ihm die herrliche Kurfürstin mit naiver Wahrheitsstärke den einfachen Spruch entgegen: «Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen, der das Ohr gemacht hat, sollte der nicht hören?» Wirklich läßt sich im gegebenen Falle kaum eine bessere Abfertigung denken, als diese muntre Einfalt, der — wie der Dichter sagt — Gott hat Witz bescheert. Die Königin, durch ihre Mutter und durch Leibnitz von den Verdiensten und Eigenheiten des gelehrten und berühmten Mannes schon unterrichtet, wünschte denselben persönlich kennen zu lernen, und sehr gern machte er einen Besuch in Berlin. Er kam zu Anfang des Oktobers 1701 daselbst an, und seine Aufnahme übertraf beinahe noch die zu Hannover. Er war ein schöner und gewandter Mann, wenig über dreißig Jahr alt, im Hofleben nicht unerfahren. Der König und die Königin unterhielten sich mehrmals mit ihm, besonders zeichnete ihn der Minister Graf von Wartenberg durch die schmeichelhaftesten Höflichkeiten aus. Toland glaubte den Boden hier günstig für seine Meinungen, und mit kühner Zuversicht legte er sie dar. Er unterhielt sich mit den

vornehmsten Gelehrten, welche er am Hofe traf, und suchte sie zu gewinnen. Man hat es angemerkt, daß er dem berühmten de La Croze das Buch von Giordano Bruno «il spaccio della bestia trionfante» geliehen, eine fast eben so große und verbotene Seltenheit, als das berüchtigte Buch «de tribus impostoribus.» Am meisten aber war sein Augenmerk auf die Königin selbst gerichtet. Sie war in der Philosophie wissenschaftlicher begründet als ihre Mutter, und ließ sich mehr auf die gelehrte Form der Fragen und Beweise ein; er durfte hoffen, hiedurch sie weiter führen und ihr überlegner bleiben zu können, als dies bei der Kurfürstin möglich gewesen. Allein diese Erwartung schlug fehl. Sophie Charlotte war nicht bloß der Schalen kundig, in welcher die Weisheit vorgetragen zu werden pflegt, sondern sie besaß auch den Kern von dieser, und ihre Ueberzeugungen blieben unerschüttert. Auch war sie zu sehr an den Umgang mit den besten Köpfen und scharfsinnigsten Gelehrten gewöhnt, welche sie in den erkannten Wahrheiten nur immer gründlicher befestigt hatten, als daß der Glanz einiges neuen dialektischen Witzes sie hätte blenden können.

Die Art und Weise, wie bei der Königin solche

Erörterungen geführt wurden, zeigt sich uns in einem Bericht, welchen Herr von Beausobre über ein Gespräch, in das er unvermuthet mit Toland verwickelt wurde, aufgesetzt hat. Beausobre war ein außerordentlicher Mann, von edlem und reinem Karakter, von großem Geist und reichem Wissen, hatte Feuer und beredte Darstellungsgabe, und galt für einen Meister im Ausdruck; der große Beausobre hieß er noch lange nach seinem Tode bei denen, die seine Eigenschaften und Verdienste im ganzen Umfange würdigen konnten. Er war im Begriff eine Sendung, welche die französische Kirche betraf, anzutreten, und wollte sich deshalb in Lützenburg bei der Königin beurlauben. Die Königin war gerade beim Spiel, ließ ihm aber, so wie sie ihn bemerkt hatte, durch Fräulein von Pöllnitz sagen, daß sie ihn sprechen wolle, er werde nicht lange warten, und das Spiel gleich beendigt sein. „Es war sechs oder sieben Uhr Abends — erzählt er selbst — als Ihro Majestät aufstanden, und zu mir gewendet die Worte sagten: „Hier ist ein Fremder, welcher in Betreff der Religion nicht unsrer Meinung ist. Er greift die Grundfesten unsers Glaubens an, und will uns die heilige Schrift zweifelhaft machen; Sie kommen eben recht, uns

zu vertheidigen.» Ich wüßte nicht zu sagen, was ich der Königin antwortete, allein Herr Toland, den ich weder von Person noch durch seine Schriften kannte, trat sogleich hervor, und begann mit einer Art, die etwas zu viel Selbstgefälligkeit blicken ließ, über das Ansehn der Schriften des Neuen Testaments zu sprechen. Ich antwortete ihm anfangs mit großer Mäßigung, indem ich ihm doch zu verstehen gab, daß dem Trotz hier Trotz entgegenstände, und er möchte sich erinnern, daß der starke Geist oft gerade der schwache sei. Ich fragte ihn sodann, wie so er mich auf Vertheidigung zu beschränken meine, da doch ihm, der sich für den starken Geist ausgäbe, diese Rolle weit besser zieme: er wisse mein Glaubenssystem, und sei dadurch sehr im Vortheil, es sei billig, daß er mir das seinige darlegte, damit wir sie beide vergleichen und hiernach sehen könnten, ob seine Religion wenigeren Schwierigkeiten unterworfen sei, als die meinige.»

«Herr Toland mochte meiner Frage nicht bestimmt antworten. Er sagte mir, er sei Christ wie ich, aber als vernünftiger Mensch könne er jenes nur durch Erkenntniß sein, und er verhehle nicht, daß er über das Ansehn der Schriften des Neuen Testaments große Zweifel hege. Wir gingen so-

dann auf die Sache näher ein, und ich fragte Herrn Toland, ob seine Zweifel die Aechtheit aller Schriften des Neuen Testaments beträfen, oder nur eines Theiles, und ich fügte hinzu, man habe die zweite Epistel St. Petri, die Epistel Judä, und einige andre in Zweifel gezogen, sei von diesen Schriften die Rede, so möchte er seine Bedenken nur aufstellen, erstreckten sie sich aber allgemein auf sämmtliche Schriften des Neuen Testaments, so müßte er im Alterthum Entdeckungen gemacht haben, die mir unbekannt wären: er würde mich daher verbinden, sie mir mitzutheilen. Herr Toland entschied sich, das Ansehn keiner einzelnen dieser Schriften, sondern aller im Allgemeinen anzugreifen, indem er meinte, da die Alten in den Kanon zweifelhafte Bücher aufgenommen, so sei dies ein Beweis, daß dieser Kanon nicht sowohl nach richtiger Unterscheidung, als vielmehr in der Absicht bestimmt worden, eine schon vorgezogene Meinung zu stützen. Ich erwiederte, daß keines derjenigen Bücher, welche von einigen Alten bezweifelt worden, zur Begründung eines Artikels des christlichen Glaubens nothwendig sei, welcher letztere unabhängig von jenen bestehe: daß die Zweifel jener Alten auch keineswegs erwiesen, jene Bücher seien von Grund aus unächt; daß wenn ich die Aecht-

heit gewisser Schriften auch fallen ließe, die der übrigen dadurch nichts verlöre: daß zum Beispiel die fremden Schriften, welche sich unter denen des Justinus Martyr befänden, weder seinen Dialog noch seine Apologieen zweifelhaft machten: daß die vier Evangelien, die Apostelgeschichte, die dreizehn Episteln St. Pauli, die erste Epistel St. Petri und die erste St. Johannis von Anfang her allgemein anerkannt worden, und niemand habe in Zweifel gezogen, daß diese Schriften von den Verfassern herrührten, deren Namen sie tragen. Herr Toland wandte hinsichtlich des Evangeliums Matthäi ein, wir besäßen die Urschrift nicht, die Uebersetzung aber sei ungetreu, da sie von der hebräischen, durch die Nazaräer bewahrten Urschrift abweiche. Sei das unsere nun Urschrift oder Uebersetzung, gab ich ihm zur Antwort, mir liegt daran wenig. Ich weiß, was ich davon zu halten habe, und mir genügt, daß die vorgebliche Urschrift und die Uebersetzung in Betreff der Wunder und der Auferstehung Jesu Christi übereinstimmen. Lassen Sie unser Evangelium bloß in diesen Artikeln gelten, und nachher wollen wir untersuchen, welches von beiden unrichtig sei, ob das Griechische oder das Hebräische.»

«Der Hauptstreit betraf die Apokryphen. Herr

Toland fragte mich, an welchen sichern Kennzeichen man unter einer Menge von Schriften, welche den Namen der Apostel führten, die ächten von den falschen habe unterscheiden können. Ich versetzte, er habe zu geringe Meinung von den Alten, sie seien, wie verschiedene Stellen des Eusebius zeigten, nicht so schlechte Kritiker gewesen, als er sie voraussetze; sie hätten über die Apokryphen nach dem Stil der Schriften geurtheilt, nach der Lehre, die darin enthalten, nach der Zeit, worin sie erschienen. Ich bestand hierauf mit Nachdruck, und äußerte, Herr Toland würde mir kein Apokryph nachweisen können, das älter wäre, als die Zerstörung von Jerusalem, dahingegen alle unbestrittenen Schriften des Neuen Testaments älter seien, als jener Zeitpunkt, mit Ausnahme des Evangeliums Johannis: die Kirchengeschichte bezeuge meine Behauptung, und wenn er sie bezweifle, so liege ihm ob, in diesen Schriften die kritischen Kennzeichen aufzufinden, welche das Gegentheil nachwiesen. Dieses war nicht leicht, und Herr Toland unternahm es nicht.»

«Glauben Sie, fragte ich ihn, daß die Episteln St. Pauli von ihm seien? Ja, versetzte er. Und glauben Sie, fuhr ich fort, daß St. Paulus eine

Lehre gepredigt habe, die mit der Lehre der übrigen Apostel in Widerspruch gewesen? Herr Toland stand über die Apostel etwas an, behauptete aber, Paulus habe nicht dieselbe Lehre gepredigt, wie Jesus Christus, und führte als seine Zeugen die Nazaräer an, welche den Apostel Paulus verwürfen. Aber, wandte ich abermals ein, betraf denn ihr Meinungsstreit die Auferstehung? Dieser Punkt ist es, auf dem ich wünsche daß wir verweilen. Zeigen Sie mir in irgend einer Zeit Jünger Jesu Christi, welche diese Thatsache geläugnet hätten. Ich glaube, daß diese Ihnen am meisten schwierig ist. Ich will nicht über Sie hier urtheilen, aber ich habe wahrgenommen, daß die Leute, welche die christliche Religion angreifen, ein wenig die Auferstehung fürchteten.»

«Diese Neckerei unterbrach den Ernst des Gesprächs, wir nahmen ihn aber bald wieder auf, und ich ließ mir angelegen sein, das Alterthum der heiligen Schriften zu beweisen. Ich verfuhr hiebei folgenderweise: Das Evangelium des Lukas, in welcher Zeit es auch geschrieben sei, ist es unstreitig vor seiner Apostelgeschichte; dies ergiebt sich aus der Vorrede zur letztern, denn diese muß vor der Zerstörung von Jerusalem geschrieben sein, denn der

Verfasser beschließt seine Geschichte mit der ersten Gefangenschaft des Paulus zu Rom, welche im Jahre 59 oder 60 eintrat. Man vermag keinen hinreichenden Grund anzugeben, warum Lukas seine Geschichte auf diesem Punkt sollte beendigt haben, wenn er sie nicht vor dem Tode des Paulus geschrieben hätte, und folglich mehrere Jahre vor der Zerstörung von Jerusalem. Ich führte zweitens an, daß wenn die Weissagungen über die Zerstörung von Jerusalem, welche sich in den Evangelien finden, erst nach dem Ereigniß geschrieben wären, sie niemals in solchen Ausdrücken davon reden würden, welche zugleich die Wiederkunft Jesu Christi und die Zerstörung dieser Stadt verkündigten. Augenscheinlich ist es, daß diese Weissagungen es sind, welche an die letzte Wiederkunft Jesu Christi glauben machten. Selbst einer der Einwürfe, die man den Christen alsbald machte, gründete sich hierauf, daß nämlich Jesus Christus nicht käme, wie er doch versprochen zu haben schiene. Dies ersieht man aus dem dritten Kapitel der zweiten Epistel St. Petri. Wären nun diese Weissagungen, welche jenem Einwurfe zur Grundlage dienten, nach dem Ereignisse geschrieben, so läge es außer aller Wahrscheinlichkeit, daß die christlichen

chen Verfasser durch ihre Erzählung solchen Anlaß gegeben hätten. Da ich weiter ging, als Herr Toland von mir verlangen konnte, so forderte ich, er solle mir in denjenigen Schriften des Neuen Testaments, die niemals bestritten worden, irgend eine Spur von Unterschiebung angeben, wie man deren offenbare in der apostolischen Konstitution, in der Reise St. Petri, in dem falschen Dionysius Areopagita finde.»

«Herr Toland wollte mir hierauf andeuten, daß Bücher sehr alt sein, und dennoch Fabeln enthalten könnten; daß kühne und leichtsinnige Schriftsteller auch Gerüchte und Volksmährchen aufraffen, sie niederschreiben, und sie mit Hülfe des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit der Völker in Gang brächten. Da Herr Toland mir den ganzen Umfang seines Unglaubens völlig aufdeckte, und die Streitfrage schon eine andre geworden war, so hielt ich mich nicht verbunden, auf den Erweis der im Neuen Testamente berichteten Thatsachen einzugehen. Jedoch machte ich ihm bemerklich, wie sehr seine Schlußfolgerung fehlerhaft sei: leichtsinnige Geschichtschreiber, Betrüger, haben Fabeln erzählt; also sind die in den Evangelien erzählten Thatsachen fabelhaft! Ich brauchte nur, fügte ich

hinzu, in seiner Weise zu folgern, um ein ganz entgegengesetztes Ergebniß zu haben: treue Geschichtschreiber haben Wahrheit geschrieben, also sind die im Neuen Testament berichteten Thatsachen Wahrheit. Er entgegnete, ich mäße ihm schlechte Folgerungen bei, und er wolle nur allein den Schluß ziehen, weil viele alte Bücher voll fabelhafter Wunder wären, so müßte man, um die in den Evangelien zu glauben, darthun, daß sie von dieser Art nicht wären.»

«Da diese Verhandlung nicht durch ein Gespräch zu endigen war, welches schon einige Zeit gedauert hatte, so verwies ich Herrn Toland auf die vortrefflichen Bücher, die zur Rechtfertigung des Zeugnisses der heiligen Schriftsteller geschrieben worden. Weiter fragte ich ihn, ob er einen Gott glaube: er schien durch diese Frage wie beleidigt, und als er sich darüber unwillig ausließ, sagte ich ihm, es sei wenigstens wichtig zu wissen, ob wir dieselben Vorstellungen von der Gottheit hätten; ich meinestheils glaubte einen weisen und freien Gott, sehr bestimmt unterschieden von dem Stoffe des Weltalls, ich glaubte gleicherweise eine freie Vorsehung, Ursache einer mit Klugheit und Wahl gemachten Einrichtung; wenn wir in diesen Grundsätzen einig

wären, so habe er nachzuweisen, daß die im Neuen Testamente berichteten Thatsachen einen Widerspruch in sich trügen, oder der Vollkommenheit Gottes entgegen träten: in diesem Falle würde auch ich sie als Fabeln behandeln müssen, weil nichts, was der Natur der Dinge selber, oder der Vollkommenheit Gottes, zuwider sei, wahr sein könne: eben dies sei das erste Kennzeichen, vermöge dessen wir von Fabeln urtheilen könnten; es gäbe noch ein zweites, das der Geschichtschreiber, welche die Thatsachen berichten; aber ich glaubte nicht, daß er bei den Aposteln Jesu Christi, den Zeugen der Thatsachen, die sie gepredigt, und besonders in der Auferstehung des Herrn, einen der Fehler zu finden vermöchte, welche ein Zeugniß entkräften, und daß ich mich anheischig machte, darin im Gegentheil alles zu finden, was ihre Aufmerksamkeit und ihre Fähigkeit im Prüfen, und ihre Redlichkeit im Erzählen rechtfertigen könne.»

«Herr Toland brachte Zweifel über die Auferstehung Jesu Christi vor, und führte mir die Abweichungen an, welche über mehrere Umstände sich in der Erzählung der Evangelisten finden. Ich antwortete ihm, was man hierauf zu antworten pflegt, und setzte hinzu, ich wolle ihm einen Zug

bemerklich machen, der seiner Forschbegier entgangen zu sein schiene, das Wort St. Matthäi nämlich: «Und gehet eilend hin, und saget es seinen Jüngern, daß er auferstanden sei von den Todten. Und siehe, er wird vor euch hingehen in Galiläa, da werdet ihr ihn sehn. — Und da sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; etliche aber zweifelten,» — und ich bemerkte ihm sogleich, daß dies Wort ein sprechender Beweis für die Redlichkeit St. Matthäi sei, und daß niemals ein Betrüger solch eine Bemerkung würde hinzugefügt haben.»

«Ich weiß nicht mehr, bei welchem Anlaß ich den berühmten Brief des Plinius an Trajanus die Christen betreffend erwähnte. Ich muß eine bedrängende Folgerung daraus gezogen haben, denn mein Gegner wählte kurz und gut den Ausweg, den Brief untergeschoben zu nennen. Hierüber brachte ich ihn noch mehr in's Enge, er hatte sich auf einen Posten zurückgezogen, wo keine Vertheidigung möglich war. Ich forderte von ihm etwas höhnisch die Beweise dieser Unächtheit. Er hatte deren keine, als die Verse der Sibyllen, und einige entschieden falsche oder verdächtige Bücher; da jedoch seine Antwort unsicher war, und ich ihm mit festem Ton wiederholte, in dem Briefe selbst müß-

ten die Kennzeichen der Unächtheit und eben solche, wie sich in den Sibyllinischen Büchern fänden, nachgewiesen werden, so war der Streit, welcher anfing bitter zu werden, schon beendigt, indem die Königin ihn unterbrochen hatte.»

Unsre Leser werden der Königin Dank wissen, welche ihnen, wie dem bedrängten Gaste, glücklich zu Hülfe kommt, und ihren klaren und gütigen Sinn hier abermals bewährt. Beausobre gesteht, daß ein Andrer die Sache der heiligen Schriftsteller besser geführt, er selbst sie aber minder gut vertheidigt haben würde, wenn er nicht gerade zu jener Zeit mit den Apokryphen des Neuen Testaments eifrig beschäftigt gewesen wäre. Wir überlassen den Theologen zu beurtheilen, wiefern solche Streitfragen heutiges Tages mit andern Gründen und stärker und kräftiger zu behandeln wären, bemerken aber noch insbesondre, daß wir über dieses Gespräch keinen Bericht von Toland haben, wo der Verlauf und Ausgang vielleicht etwas verschieden gelautet hätte. Er meinte wenigstens, nicht beschämt noch mißvergnügt sein zu müssen, sondern freute sich des seltnen Glückes, dergleichen Gegenstände ohne Schärfe und Gehässigkeit in Gegenwart einer tiefdenkenden Königin erörtert zu sehn. Auch wurde

er fortwährend vortrefflich behandelt, und wie mißfällig seine Ketzereien auch dünkten, so ließ man ihn als Menschen dies doch keineswegs fühlen oder gar entgelten; solche Gespräche waren eine harmlose Geistesübung, deren Freimüthigkeit stets durch Anmuth und Feinheit gemildert wurde. Toland war entzückt von diesem Verkehr, und rühmte den preußischen Hof und überhaupt Berlin als den angenehmsten und befriedigendsten Aufenthalt. Seine Eindrücke, und die Absicht, sie öffentlich mitzutheilen, muß er lebhaft zu erkennen gegeben haben, denn Leibnitz schrieb am 27. December 1701 an die Kurfürstin: «Herr Toland bedroht uns mit einer Schrift, die französisch und englisch zugleich erscheinen soll; wahrscheinlich eine Erzählung seiner Reise. Wir werden auch die Unterredungen Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht mit ihm haben, wie er schon gedroht hat. — Was ist zu thun; man muß die Leute reden lassen, zumal die Engländer.» Wir sehen hieraus, daß die Veröffentlichung persönlicher Merkwürdigkeiten nicht so neu ist, als man bisweilen, aus Unkunde der früheren Zeiten, angeben möchte, und daß bereits vor hundert Jahren hohe und weise Personen sich mit Gleichmuth in dies Unvermeidliche zu fügen wußten; denn was kann wohl na-

türlicher sein, als daß ein belebter Sinn die persönlichen Vorgänge, die ihm selbst wichtig dünken, und die er Andren wenigstens merkwürdig glaubt, in kleinerem oder größerem Kreise mittheilt, sei es nun gesprochen, oder geschrieben, oder gedruckt, welches nur dem Grade nach und wenig verschiedene, stets in einander übergehende, und in ihrem letzten Erfolge völlig gleichwerdende Ueberlieferungsarten sind! Toland indeß übereilte sich nicht, und gab im Jahre 1704 nur erst Briefe an Serena heraus, von denen es nach der Königin Tode hieß, es seien Briefe, welche wirklich an sie geschrieben und abgesandt worden, was jedoch wenig glaubhaft ist. Im folgenden Jahre ließ er in der That seine Reiseschilderungen drucken, und zwar zugleich französisch und englisch; aus der deutschen Uebersetzung, welche bald nachher 1706 erschien, entlehnen wir in Betreff Sophie Charlottens die nachfolgenden Stellen, als welche zugleich die Auffassung und Sprache damaliger Zeit uns unmittelbar vorführen. Toland berichtet folgendergestalt: «Die Königin bringet ihre meiste Zeit in einem Pallaste zu, der bei dem Dorfe Lützelburg an der Spree eine Meile von Berlin lieget, und noch nicht völlig ausgebaut ist, daher er auch von dem Dorfe

seinen Namen hat; von Berlin kann man bis dahin durch einen Park oder Thiergarten auf einer Treckschuyte und kleinem Kahn zu Wasser fahren. — Der Garten, welcher zwischen dem Schlosse und dem Flusse mitten inne lieget, wird mit der Zeit, seiner Größe nach, einer von den allerschönsten in Teutschland werden. — Lützelburg wird in kurzer Zeit ein sehr angenehmer Ort werden; und zwar durch Anordnung und Einrichtung Sophie Charlottens, der allerschönsten Prinzessin ihrer Zeit, und die keinem Menschen an richtigem Verstande, an netten und wohlgesetzten Worten, wie auch an Annehmlichkeit der Konversation und Umganges etwas nachgiebet. Sie hat gar überaus viel gelesen, und kann mit allerhand Leuten von allerhand Dingen reden. Man admiriret sowohl ihren scharfen und geschwinden Geist, als ihre gründliche Wissenschaft, so sie in denen schwersten Stücken der Weltweisheit erlanget hat. Ja, ich muß frei bekennen, daß ich in meinem ganzen Leben niemand gehöret, welcher geschicktere Einwürfe hätte machen, oder die Unzulänglichkeit und Sophisterei eines vorgebrachten Arguments und Schlusses hurtiger entdecken, oder auch die Schwäche und Stärke einer Meinung leichter penetriren können,

als eben sie. Kein Mensch hat jemals besser die Kunst gelernet, wie man sich bei allem seinem Thun und Lassen mit Nutzen eine zuläßliche Ergötzlichkeit machen könne, als eben sie. Allein ihr angenehmster Zeitvertreib ist die Musik, und wer sie in eben so hohem Grade lieben will, muß sie auch so wohl verstehen, als Ihre Majestät, welches nichts Leichtes ist. Sie spielet vollkommen auf dem Cymbal, welches sie alle Tage thut; sie singet auch wohl, und der berühmte Bononcini, einer von den größesten heutigen Meistern, sagte mir einst, daß ihre Kompositiones und verfertigte musikalische Stücke überaus akkurat gesetzet wären. Sie siehet gerne, wenn Fremde ihr aufwarten, und von allem, was in ihren Landen merkwürdig ist, Unterricht geben. Ja, sie hat eine so genaue und rechte Erkenntniß von denen Regierungen, daß man sie in ganz Teutschland nur zu nennen pfleget die republikanische Königin, oder die es nicht mit der absoluten unumschränkten Monarchie hält. Alles, was lebhaft und polit ist, kommt an ihren Hof, und siehet man allda zwei Dinge, nämlich Studiren und Lustbarkeiten, in vollkommner Einigkeit beisammen. — Was ihre Person anlanget, so ist sie eben nicht so gar lang und schmal, sondern vielmehr etwas stark

von Leibe; ihre ganze Bildung ist überaus regulair, und ihre Haut sehr weiß und lebhaft; sie hat blaue Augen und kohlschwarze Haare; sie hat sehr gerne schöne Damen um sich, wie dann ihr ganzes Frauenzimmer davon voll ist. Der Kronprinz, als ihr einziges Kind, logiret auf dem Schloß zu Berlin in einem besondern Zimmer.» —

Es ereignete sich die Merkwürdigkeit, daß Toland den Druckbogen, worin von der Königin die Rede ist, aus der Druckerei an eben demselben Tage zur Durchsicht empfing, an welchem auch die Nachricht von der Königin Ableben an ihn gelangte, daß er aber nichts Erhebliches abändern mochte, sondern meinte, was bei ihrem Leben vielleicht hätte Schmeichelei scheinen können, dürfe nun um so gewisser als die bloße Wahrheit auftreten. Toland war später im Jahre 1707 nochmals in Berlin, und rühmte wiederholt die dortige Lebensart und Bildung, besonders aber die vollkommene Gewissensfreiheit, welche in den preußischen Ländern mehr als selbst in England zu finden sei. Er starb im Jahre 1722 zu London im zweiundfunfzigsten Lebensjahre.

Wir müssen hier einen Augenblick verweilen, um den Hof Sophie Charlottens und dessen innere Lebensgestalt etwas näher zu betrachten. — Nach

dem Willen des Königs war der Hofstaat seiner Gemahlin von jeher äußerst reich und glänzend, jedes Hofamt wohlbesetzt, und eine prächtige Dienerschaft jeder Art und Gattung zu allen Leistungen bereit. Auf die Wahl dieser Personen hatte Sophie Charlotte immer mehr Einfluß gewonnen, und dieselbe zuletzt fast ganz nach ihrem Sinne gelenkt, wobei sie doch das Nahestehende und Herkömmliche billig im Auge behielt. Geistige Lebhaftigkeit, edle Bildung, Kenntniß und Talent, waren die Vorzüge, welche am meisten berechtigten, ihrer Umgebung anzugehören. Auch eine schöne Gestalt kam wesentlich in Betracht; in den geringsten ihrer Diener liebte sie wohlgebildete und muntre Leute zu sehen. Besonders waren die beiden Kammertürken, welche nach damaliger Sitte bei Hofe nicht fehlen durften, durch ihr stattliches Aeußere ausgezeichnet, und von dem Könige deßhalb dem Hofe seiner Gemahlin beigefügt worden; sie hatten dem muhamedanischen Glauben entsagt, und bei der Taufe die Namen Friedrich Ali und Friedrich Hassan erhalten. Selber ungemein lebhaft und munter, und bei dem großen Drange tiefen Nachdenkens auch der Neigung zu Scherz und Fröhlichkeit ergeben, erhielt die Königin alles um sich her in

freudiger Bewegung und Heiterkeit. Sie stellte sich mit ihrer Gesellschaft gern auf gleichen Fuß, legte jede äußere Hoheit ab, und strahlte nur um so heller in der innern, die mit ihrem Wesen verbunden war. Durch ihre Herablassung und Güte, durch ihre leutselige Vertraulichkeit, litt ihre Würde nie, man huldigte ihr nur um so eifriger und ehrerbietiger, je mehr man sich menschlich von ihr angesprochen fühlte. Den Reichthum und die Ueppigkeit eines begünstigten Lebens, welche ganz auf Wohlthun und Milde zu lenken nicht in ihrer Macht gestanden hätte, suchte sie wenigstens durch Bildung und Schönheit zu veredeln, und die herrlichen Tage voll Reiz und Vergnügen, die Spazirgänge und Lustfahrten, Tanz- und Musikfeste, Bühnenspiele und Maskenaufzüge, welche sie in Lützenburg auf einander folgen ließ, entzückten mehr noch durch Sinnigkeit und Geschmack, als durch die reichen Hülfsmittel, welche dabei verwendet wurden. In diesem Kreise zu leben, dahin eingeladen zu werden, rechnete man als Glück und Annehmlichkeit; der Zutritt war auch nicht erschwert, und besonders wurden Fremde mit Zuvorkommenheit empfangen, jedoch gehörte wohl einiges Selbstgefühl dazu, um da mitgelten zu wollen, wo der feinste Ton

und Geschmack und die geistreichste Unterhaltung herrschten, für welche die Kenntniß der französischen Sprache, und gewissermaßen der italiänischen, nicht zu entbehren war.

An den meisten Höfen, in allen Kreisen vornehmer Bildung, war damals das Uebergewicht der französischen Sprache unbestritten. Der Hof Ludwigs des Vierzehnten hatte hiezu als mächtiges Vorbild eben so mitgewirkt, wie die Eigenschaften der französischen Sprache selbst, welche sich gleichzeitig in Geselligkeit und Litteratur zu seltner Vollkommenheit entwickelt hatten. Von der nationalen Seite betrachtet, erscheint es als ein Nachtheil, daß nun das Leben der Höfe und der Vornehmen von denen des Volkes auch durch die Sprache sich entschieden trennte. Doch ist dabei der Gewinn für die Bildung überhaupt, für das Zusammenleben Europa's, nicht zu übersehen. In ihrem damaligen Zustande war namentlich die deutsche Sprache ein kümmerliches Werkzeug, und ihre Ausbildung zu betreiben oder abzuwarten, hätte mehr als Eine Geschlechtsfolge sich opfern, und inzwischen auf den Gebrauch und Genuß eines schon fertigen, bequemen und reizenden Hülfsmittels verzichten müssen. Zudem gewährt schon die Kenntniß und Uebung

jeder andern, als der Muttersprache, eine Art Ueberlegenheit, deren die hohen und begünstigten Stellungen sich gern versichern, so sehr, daß an Orten, wo eine fremde Sprache fehlt, die Vornehmen auch in der eignen stets eine neue, dem Volk unverständliche, anzuklingen suchen. Jetzt, da deutsche Könige und Prinzen in deutscher Sprache dichten, und in ihr der höchste Geist schon ausgeprägt ist, können wir es ohne Gefahr sagen, die französische Sprache war damals ein Bedürfniß, und ihre Ausbreitung eine Wohlthat. Freilich wäre es für die deutsche Sprache ein großer Vortheil geworden, hätte Leibnitz seine Hauptschriften deutsch verfaßt; allein Sophie Charlotte, ja Leibnitz selber, wären zu bedauern gewesen, hätten sie nur deutsch ihre Gespräche führen sollen. Durch die französischen Flüchtlinge, welche, zum Theil aus den höchsten Ständen, die Blüthe französischen Geistes und Umgangs ächt und frisch herübergebracht, war in Berlin das Französische gewissermaßen einheimisch, und der Kreis dieser Bildung gar nicht mehr auf den Hof beschränkt. Wer hätte damals gegen diese Nothwendigkeit und gegen diesen Anreiz ringen können! Neben dem Französischen erhielt sich das Italiänische geltend, hauptsächlich mit der Musik

in Verbindung, welche in Opern, Festspielen, Gesang- und Tanzkünsten einen großen Bereich ausfüllte. Die strenge Wissenschaft bediente sich des Lateins, dem geschäftlichen Verkehr drängte sich das Holländische und Englische an; dem armen Deutsch blieb unter diesen Umständen nur ein kleiner Raum. Vergebens kämpften einige schöne Geister gegen diese Ungunst; die Dichter Canitz und Besser ahmten in allen ihren Anstrengungen doch selber nur die Franzosen nach. Der letztere hatte wohl im Stolze der deutschen Dichtkunst, die er zu vertreten meinte, einen Vorwurf gegen Sophie Charlotte, als sie noch Kurfürstin war, auszusprechen gewagt, daß sie mehr von ausländischen Sprachen hielte, und wir theilen seine Verse um so lieber mit, als sie sich in der That fein und schmeichelhaft genug wenden; der dichterische Ceremonienmeister spricht:

Noch hat die deutsche Poesie
Vor dir, durchlauchtigste Sophie,
Sich nimmer dürfen sehen lassen,
Noch hat ein Lied sich nicht gewagt,
Was man in allen Sprachen sagt,
Vor dir in einem Reim zu fassen.

Dies würd' auch heute nicht geschehn,
Allein nachdem sie wohl gesehn,
Daß das, was ihr scheint zu gebrechen,
Auch andern Sprachen noch gebricht,
So denkt sie, warum soll ich nicht
Auch einmal unvollkommen sprechen?

Dies unterfängt sie sich nun heut.
Du fragst: Hat sie mehr Lieblichkeit,
Als sie bisher gehabt, zu singen?
Nein! sie kennt ihren rauhen Ton,
Und weiß, daß unser Helikon
Nicht kann vor deinen Ohren klingen.

Allein, was sie verwegen macht,
Ist, daß sie aller Sprachen Pracht
Für dich doch mangelhaft gefunden.
Sie sieht, daß keiner möglich ist,
Es auszusprechen, wie du bist,
Drum hat sie sich's auch unterwunden.

Sie spricht: Ei! steht es Fremden frei,
Was trag' ich dann, ich Deutsche, Scheu,
Sophiens Lob herauszustreichen?
Weicht jede Sprache gleich nicht mir,
So muß, o deutsche Fürstin, dir
Doch aller Völker Schönheit weichen.

So:

Sophie Charlotte erkannte die Artigkeit dieser Zeilen an, und belobte den Dichter auch wegen andrer, welche den bedenklichsten Stoff behandelten, aber in der feinen Schicklichkeit der Behandlung wohl einer so geistesfreien Fürstin durften vorgelegt werden; allein zur Verdrängung des Französischen konnten solche Einzelheiten ihre Wirkung keineswegs erheben.

Französisch war also die Sprache, in welcher die Königin eigentlich lebte. In ihr fanden die ernsten und vertraulichen Gespräche Statt, die Unterhaltung mit ihren Damen, der Briefwechsel mit ihrer Mutter. Die ganze Lebensart, Hofsitte und Kleidertracht, alles hatte den Zuschnitt vom Hofe zu Versailles, und der dortige Wechsel der Moden bedingte den zu Berlin. Auch der französische Gottesdienst wurde neben dem deutschen häufig besucht, und die Refugiés waren eifrig bedacht, in ihren Predigten den Ruf ihrer mitgebrachten Beredsamkeit und ihres guten Ausdrucks zu behaupten.

Die Königin hatte das Glück, in ihrer Umgebung einige Personen zu besitzen, mit denen sie in geistiger Freundschaft und selbst in vertraulicher Herzensnähe leben konnte. Als eine der seltensten Er-

scheinungen ist hier vor Allen Fräulein von Pöllnitz zu nennen. Sie war eine der sechs Kammerfräulein, welche Sophie Charlotte schon als Kurprinzessin hatte, und deren Zahl nachher auf zwölf erhöht wurde. Dieses Fräulein, gleich der Königin ausgezeichnet an Geist und Schönheit, stimmte mit derselben in jugendlichem Sinn und muntrer Neigung überein, hatte gleich ihr ein für Freundschaft empfängliches Herz, und gewann die volle Neigung und das rückhaltlose Vertrauen ihrer Herrin, der sie hinwieder eine gränzenlose Ergebenheit widmete. Der Kammerherr von Pöllnitz, dessen Denkwürdigkeiten leichter zu tadeln als zu entbehren sind, macht von seiner trefflichen Kousine eine Schilderung, die, zufolge der thatsächlichen Zeugnisse, nichts weniger als übertrieben ist. Sie hatte eine lebhafte Einbildungskraft, raschen Witz, fröhlichen Sinn, und einen an Kenntnissen und Einsichten so reichen Geist, wie man bei Frauen selten findet und ihnen kaum gestatten will. Sie besaß die Gabe des Anordnens und Erfindens, und durch ihre Leitung und Fürsorge gewannen die Vergnügungen und der tägliche Tageslauf in Lützenburg einen großen Theil des Reizes und der Annehmlichkeit, wodurch sie sich auszeichneten. Die rohe Beschuldigung, sie habe allzufreie

Sitten gehabt, und sogar das Spiel und den Wein geliebt, scheint nur auf der Rachsucht derer zu beruhen, die von dem Uebergewicht ihres scharfen Geistes litten, und ihr die Freiheit ihres Wesens mißgönnten. Nach der Krönung der Königin war auch Fräulein von Pöllnitz in den höhern Rang einer Hof- und Staatsdame getreten, und nun in jedem Betracht eine Hauptperson am Hofe. In fast gleicher Gunst stand Frau von Bülow, geborne von Krosigk, welche schon als Kammerfräulein mit von Hannover gekommen war, und nachher Oberhofmeisterin wurde. Beide Frauen hatten, wie Pöllnitz sagt, den Zauber der Rede fast in solcher Weise, wie man es in Frankreich vom Kardinal von Richelieu und dem Marschall d'Ancre gerühmt, und es scheint, daß ihre Gemüthseigenschaften nicht weniger edel als die ihres Geistes waren. Außer diesen werden noch die Hofdamen von Busch, von Schlippenbach und von Sonsfeldt in der Umgebung der Königin als solche genannt, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit hervorstrahlten.

Wie vertraulich, wie geistesinnig das Verhältniß zwischen der Königin und Fräulein von Pöllnitz war, drückt sich am vollständigsten durch die Ueberbleibsel eines Briefwechsels aus, der sehr lebhaft

gewesen sein muß, da selbst in Zeiten täglichen Zusammenseins, bei dem geringsten Hindernisse des Augenblicks, die Königin das Bedürfniß eines unmittelbaren Austausches gefühlt und durch schriftliche Mittheilung befriedigt zu haben scheint. Diese Ueberbleibsel kennen wir durch Erman, welchem sie der König Friedrich Wilhelm II, wie schon gesagt, aus dem geheimen Staatsarchiv zur Veröffentlichung zustellen ließ. Ein Brief ohne Datum, aber deutlich schon dieser späteren Zeit angehörig, lautet: «Ma chère Pöllnitz, vous m'avez pris sans vert, car je ne puis répondre à tant de gentillesses: et j'aime mieux toutefois que vous doutiez de mon intelligence que de mon amitié. Votre mère dit que dans huit jours vous sortirez. Que mon coeur ressentira de joie — j'en sens déjà un plaisir anticipé. — Je n'ai pas même le plaisir de pouvoir rire des sottises qui se font autour de moi: avec qui? La Bülow a de ce gros bon-sens qui ne marche qu'en bottes fortes. Certaines finesses, de ces riens que vous saisissez si bien, échappent à sa pénétration, et les autres sont des enfans. Comme ma chère Pöllnitz est l'âme de mes occupations, elles sont fort languissantes. L'abbé dit qu'il a beau éperonner

Pégase, ce n'est qu'une rosse. A propos de rosse, celle qui à ce qu'on suppose a l'honneur de servir B., vint hier parée comme un autel, mais de ces autels infernaux consacrés au diable.

Certain philosophe abhorre le vide, et moi, chère Pöllnitz, le plein. J'avois hier à ma cour deux dames, la B. et la Y., grosses jusqu'aux dents, maussades jusqu'au sommet, et sottes jusqu'aux talons. Mais, ma chère, soupçonnez-vous que Dieu en créant de pareilles espèces, les forma à son image? — non, il fit un moule tout exprès et très-différent, pour nous apprendre le prix des grâces et de la beauté par comparaison. Si vouz trouvez ceci méchant, je sais à qui je m'adresse: à bon chat, bon rat. — Comme mon esprit est monté aujourd'hui méchamment, il faut poursuivre. J'ai vu deux benêts d'étrangers: si l'or, le galon et les franges dénotoient le mérite, rien n'égaleroit le leur. Mais comme je respecte peu l'opulence, j'ai apprécié leur juste valeur. Je comprends que l'aspect des grands peut intimider, et ôter à l'esprit la facilité de briller et de paroître, et alors j'encourage. Mais lorsque la fatuité s'en mêle, et que la présomption et la sottise veulent usurper l'approbation

dûe au vrai mérite, je suis impitoyable et je ne fais grâce sur rien. — Que la défiance sur ce que nous valons est estimable, mais que cette vertu est rare! Ne croyons-nous pas toujours valoir quelques carats de plus que d'autres? La vilaine chose que l'orgueil, et pourtant ce sentiment est notre plus fidèle compagnon. Grand Leibnitz! que tu dis sur ce sujet de belles choses! Tu plais, tu persuades, mais tu ne corriges pas. — Je suis en train de moraliser, et le concert commence. Le nouveau chanteur doit chanter. Sa réputation l'a précédé: s'il la soutient, que je vais passer agréablement mon tems! Adieu, adieu, quoi vous m'arrêtez quand la musique m'attend? Je sacrifie l'amie aux talens. Adieu, vous dis-je, et cela sans appel.

Deux mots, ma chère Pöllnitz, envoyez ces diamans pour mon brasselet à la Liebmann. Je lui ai déjà donné mes ordres pour la façon; je n'ai guères de tems. Madame l'électrice est arrivée; que d'étiquettes à observer! ce n'est pas que je haïsse le faste, mais je le voudrois indépendant de la gêne . . . mais que ne voudrois-je pas, et surtout vous qui me manquez essentiellement! On nous promet certain prince: tant

pis ou tant mieux: je me jette dans mon lit. Adieu, bon soir, qu'on tire le rideau. Votre reine, votre amie s'endort.»

Gewiß, mehr Natürlichkeit, Geist, Laune, Freiheit, Herzlichkeit und Anmuth ist schwerlich auf so wenigen Seiten zu vereinigen, und ein Brief, dessen sich eine Sévigné nicht zu schämen hätte, wird uns noch merkwürdiger und wunderbarer, wenn wir bedenken, daß eine Königin an ihre Freundin so geschrieben hat, ein Phänomen, das nur in Friedrichs des Großen Freundschaftsbriefen seines Gleichen hat, von einer Königin aber einzig ist. Auf einem andern Blatte, vom Jahre 1702, schreibt Sophie Charlotte ihrer geliebten Freundin fast noch vertraulicher. Es war Gebrauch, wenn der König die Königin noch am späten Abend besuchen wollte, daß dies durch Voraussendung von Kissen angedeutet wurde; von solcher Sendung beim Schreiben überrascht, schließt sie eilig ihren Brief mit den Worten: «Il faut finir, ma chère amie: les coussins formidables arrivent. Je vais à l'autel. Qu'en pensez-vous? La victime sera-t-elle immolée? Votre maladie m'ennuie. Rétablissez-vous, ma chère.»

Der Oberhofmeister von Bülow galt für aus-

gezeichnet unter den Hofleuten; er war ein redlicher und feiner Mann, der zwischen steifer Etikette und freier Laune billige Vermittlung zu treffen wußte. Er war eben so wie seine Gemahlin, Fräulein von Krosigk, mit Sophie Charlotte von Hannover nach Berlin gekommen. Ein Herr d'Ausson de Villarnoul war Kammerherr und Oberstallmeister; der Stallmeister von Bodelschwing, auch mit von Hannover gekommen, war wegen eines Zweikampfs, in welchem er seinen Gegner, den Schwager des Oberpräsidenten von Danckelman, todtgestochen, deßhalb entfernt worden. Unter den Kammerherren waren noch Ernst von der Marwitz und Otto Graf von Schwerin ausgezeichnet. Der Legationsrath von Larrey hatte als Vorleser der Königin seine Wohnung im Schlosse von Lützenburg, und wurde viel in ihre Gesellschaft gezogen. Er war als französischer Schriftsteller geschätzt, und lieferte, unterstützt durch ein starkes Gedächtniß, selbst ernsthafte und langwierige Werke mit außerordentlicher Leichtigkeit. Manches artige Stück in Versen und in Prosa führte er nach dem Auftrage der Königin glücklich aus. Seine Geschichte der Eleonore von Guyenne las er der Königin noch in der Handschrift vor. Sein Karakter war zuverlässig, sein Geist un-

gemein lebhaft, und trotz mancher Ungleichheit gesellig angenehm. Von dem Grafen von Dohna haben wir früher schon gesprochen; er gehörte nicht zu dem Hofe Sophie Charlottens, doch führte sein Amt und seine Ergebenheit ihn fast täglich in ihre Nähe.

Der heitre Sinn und die frische Lebenslust Sophie Charlottens ergingen sich wohl am freiesten in ihrem geliebten und ganz eignen Lützenburg, aber sie fanden auch sonst, wo nicht Ceremoniel und Etikette zu stark entgegentraten, mehr oder minder Raum und Gelegenheit. Besonders war dies in Hannover der Fall, wo die geistreiche Mutter, bei ihren hohen Jahren wunderbar kräftig und liebenswürdig, in den Neigungen der geliebten Tochter, welche als strahlende, angebetete Königin die Heimath besuchte, nur die eignen wiederfand, und nichts unterließ, was derselben den Aufenthalt ergötzlich machen konnte. Im Herbste des Jahres 1701 und bis in den Winter hinein hatte das geistigbewegte und geselligfrohe Leben in Lützenburg fortgedauert, noch am 27. December schreibt Leibnitz aus Berlin an den berühmten Philologen Johann Albert Fabricius nach Hamburg, die Friedenssache — womit die Einigung der verschiedenen Glaubensbekenntnisse

gemeint ist — werde nicht vernachlässigt, er aber wisse nicht genau, was gethan worden, abwesend und zerstreut wie er jetzt sei. «Denn die Königin, sagt er, hält mich hier allergnädigst auf, mit ihr auch hoffe ich nach Hause zurückzukommen.» Mit dem Anfange des Jahres 1702 aber reiste die Königin, in Gesellschaft der verwittweten Herzogin von Kurland, Schwester des Königs, und des Markgrafen Friedrich Albrecht, Bruder des Königs, nach Hannover, und auch Leibnitz, der bis dahin ihr Gast gewesen, begleitete sie. Als eine Sonderbarkeit wird angemerkt, daß der Markgraf durchaus den Wagen der Königin als Kutscher habe führen wollen, und von Berlin bis Hannover, ungeachtet aller Bitten der Königin, auf dem Bock, in seidnen Strümpfen, gesticktem Sammtrock und großer Perrücke, trotz Unwetter und Frost, die Zügel geführt habe. Freilich hatte er dieselbe Grille auch schon auf der letzten Reise von Preußen, und auch bei gewöhnlichen Ausfahrten unter den Augen des Königs ausgeführt, der solcherlei Einfälle nicht gut hieß, aber seinen Bruder nicht hatte davon abbringen können. Von den Festen und Vergnügungen, welche dort nun begannen, von der glänzenden Gesellschaft, welche sich zusammenfand, wurde weit und breit gesprochen,

am meisten jedoch von einem Maskenfest, wobei schon die Wahl des Gegenstandes eine große Lustigkeit voraussetzte. Ein Neffe der Kurfürstin Sophie, halbbürtiger Sohn ihres Bruders des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der Raugraf Karl Moritz genannt, zweiunddreißig Jahr alt, geistvoll, wild und humoristisch, Frau von Wintzingerode, Hofdame der Kurfürstin und bei ihr fast in gleicher Gunst und Geltung wie Fräulein von Pöllnitz bei der Königin, der Abbate Mauro, und Fräulein von Pöllnitz selbst, scheinen die Anordnung des Ganzen geleitet zu haben, wie sie auch die Hauptrollen in der Ausführung spielten. Wir können von diesem Feste den zuverlässigsten Bericht abermals von Leibnitz entlehnen, der darüber an die Fürstin von Hohenzollern-Hechingen, geborne Gräfin von Sinzendorf, welche nebst ihrer Tochter öfters dem Kreise in Lützenburg anzugehören pflegte, nach dem Wunsche der Königin am 25. Februar 1702 aus Hannover Folgendes schrieb: «Madame, ayant été à Berlin ou à Lutzenbourg l'automne passé et le commencement de l'hiver jusqu'à ce que la reine est venue ici, j'ai entendu plus d'une fois, combien Sa Majesté étoit touchée de la maladie et des incommodités de Votre Altesse Sérénissime,

tant à cause de l'affection, qu'elle vous porte, Madame, que parceque cela la privoit de l'avantage de vous voir. Maintenant espérant sur les nouvelles qu'elle a reçues de votre part, que Votre Altesse sera remise ou achevera bientôt de se rétablir entièrement, elle se flatte de vous posséder l'été qui vient, et s'en fait une joie par avance.

Elle a voulu cependant, Madame, que je vous fisse un petit récit de ce qui se fait ici, où elle ne se divertit pas mal, aussi bien que madame la duchesse de Courlande. Les masques et bals, le jeu, la comédie, se relèvent l'un l'autre; il y a quelquefois des intermèdes qui servent à varier les plaisirs. On fit un festin dernièrement à la romaine, qui devoit représenter celui du célèbre Trimalcion, dont Pétrone a fait la description. Le Trimalcion moderne étoit monsieur le raugrave, et sa femme Fortunata étoit représentée par mademoiselle de Poellnitz qui disposoit toutes choses, comme l'ancienne Fortunata dans la maison de son Trimalcion. Il y avoit des lits pour les conviés, dont les principaux étoient la reine, monseigneur l'électeur et monseigneur le duc Erneste Auguste. Mais madame l'élec-

trice, monseigneur le duc de Zell et d'autres principautés n'y vinrent que pour voir. On voyoit les trophées d'armes de Trimalcion, c'étoient des bouteilles vuidées. Il y avoit aussi quantité de devises qui marquoient ses belles qualités, surtout son courage et son esprit. Lorsque les conviés entroient dans la salle, un esclave crioit: le pied droit devant. On étoit déjà placé dans les lits, et Eumolpe (Mauro) récitoit les louanges en vers du grand Trimalcion, lorsqu'il arriva lui-même, porté sur une machine, précédé des chasseurs, tambours, musiciens, esclaves, et tout cela faisoit bien du bruit. On chantoit des vers à sa louange, comme pas exemple:

A la cour comme à l'armée
On connoit sa renommée;
Il ne craint point les hasards
Ni de Bacchus ni de Mars.

Ses grandes actions de Pescaret, de Vienne et d'autres lieux, et particulièrement la manière dont il s'étoit pris pour amollir le coeur de madame de Wintzingerode, comme Annibal les rochers des Alpes, étoient les sujets de vers. En cette manière ayant fait plus d'une fois le tour de la salle, comme en triomphe, il se plaça sur

son lit et se mit à manger et à boire, invitant les conviés fort gracieusement à l'imiter. Son ecuyer tranchant s'appelloit monsieur Coupé, afin que disant «coupé» il pût l'appeller et commander en même tems. C'étoit comme le Carpus dans Petrone, à qui le maître disoit carpe, ce qui signifie autant que coupez. On vit une poule dont les oeufs lorsqu'on les ouvrit furent sur le point d'être jettés, car on crut qu'il y avoit des poussins, mais c'étoient des ortolans. On vit des petits enfants portant des pâtés, et des oiseaux s'envolant d'un autre pâté, que les chasseurs reprirent. Un âne portant des olives, et plusieurs autres figures extraordinaires, qui diversifioient le festin et surprenoient les spectateurs; le tout à l'imitation de l'original romain. Il y avoit même un Zodiaque avec des mets qui repondoient aux douze signes, et Trimalcion se mit à débiter là-dessus une fort plaisante astrologie. Fortunata fut appellée plusieurs fois avant que de se vouloir mettre à table, car tout rouloit sur elle. Trimalcion, étant en humeur de cracher érudition, fit apporter le catalogue de sa bibliothèque burlesque, et à mesure qu'on nommoit les livres en lisant le catalogue,

il en disoit les beaux endroits, ou en faisoit la critique. On ne but que du Falerne, et Trimalcion, qui préfère celui de Hongrie à tout autre, se ménagea pourtant assez pour l'amour des conviés. Il est vrai, qu'à l'égard de ses nécessités il ne se contraignit point. Car se trouvant pressé, il sortit et rentra en cérémonie. D'ailleurs un pot de chambre de grandeur énorme, où il auroit pu se noyer la nuit, le suivoit partout. Il disoit que c'étoit celui que Bacchus avoit jetté à la tête d'un géant pour le terrasser, dans la gigantomachie, quand le grand Encélade voulut escalader le ciel. Enfin contemplant sa félicité et la vanité en même tems des grandeurs de ce monde, il fit apporter et lire son testament; où il ordonnoit comme il vouloit être enterré, et quel monument on lui devoit dresser, et faisoit des legs, le tout d'une manière assez drôle. Il affranchit ses esclaves, qui pendant la lecture du testament faisoient des grimaces et des exclamations lamentables. Mais dans le festin même il donna sur le champ la liberté à celui qui s'appelloit Bacchus, faisant le fier de ce qu'il avoit des dieux en sa puissance. L'esclave alla prendre d'abord le chapeau, marque de la

liberté. Lorsque le maître buvoit, ces mêmes esclaves faisoient un bruit qui ressembloit au bruit de canon, ou plutôt au tonnerre de Jupiter, qui étoit de bonne augure s'il venoit de côté gauche.

Mais au milieu de la réjouissance la déesse de la discorde y jetta une de ses pommes. Une querelle s'éleva entre Trimalcion et Fortunata, il lui jetta un verre, et on eut de la peine à les accorder. On en vint pourtant à bout, le tout se termina le plus agréablement du monde. La procession avec les cors de chasse, tambours, instruments de musique et chants, finit comme elle avoit commencé. Et pour ne rien dire de Fortunata, on peut dire que Trimalcion s'est surpassé lui-même.

Je voudrois qu'on en fit une description plus complette pour réjouir Votre Altesse Sérénissime. Pour moi j'ai voulu me servir de cette occasion afin de marquer au moins combien je souhaite de me conserver l'honneur de ses bonnes graces, étant avec respect etc.» Das Fest hatte, wie man aus diesem Schreiben sieht, allerdings einige Züge, denen die Freiheit des Karnevals zur Entschuldigung dienen mußte; allein sowohl

wohl die gewiß aufrichtige Schilderung, die wir gelesen, als auch die Würde und die Bezüge der Personen, welche sich diese Ergötzlichkeit gefallen ließen, dürfen hinreichend verbürgen, daß diese freien Scherze dem herkömmlichen Anstande durchaus gemäß geblieben. Bei den am Hofe zu Berlin üblichen Maskenfesten, Wirthschaften genannt, für welche Canitz und Besser ihren Witz in Versen aufwendeten, wurde der Scherz nicht selten weit derber ausgeführt. Doch gingen bald über das zu Hannover gehaltene Fest mißwillige Reden umher, man erzählte Dinge, die nicht vorgefallen waren, und brachte solche Gerüchte mit böser Absicht auch an den König. Dieser nahm es sehr übel, daß Gelegenheit zu solchen Mißreden war gegeben worden, und grollte deßhalb mit der Königin fast ein Jahr lang. Die Göttin der Zwietracht hatte sich also in der Wirklichkeit eine größere Rolle genommen, als ihr in dem Feste zugetheilt war. Jedoch Sophie Charlotte besaß die große Eigenschaft, über äußere Widrigkeiten stets erhaben zu sein, und Neid und Mißwollen nicht zu beachten; sie ließ bei der Reinheit ihrer Gesinnung, bei der Hoheit ihrer Gedanken, sich durch untergeordnete Klatsch- und Tadelsucht in ihrer Neigung und Lebensweise nicht irre machen;

und nahm den Maßstab ihres Betragens, wie billig, fortwährend aus dem eignen Geiste. Wo hätte sie einen richtigeren finden können, besonders da sie weniger nach außen bestimmend einwirkte, als ihrem eignen Dasein den zugestandenen, und großentheils unversagbaren Raum wahrte.

Im Jahre 1702 wurde der Feldmarschall Graf von Barfus, nachdem sein Ansehn schon lange geschwächt war, aus den Geschäften völlig entfernt, und Wartenberg trat nun förmlich an seine Stelle. Der Hofmarschall von Wensen, der ihn zu verdrängen den kühnen Versuch wagte, fiel selbst in harte Ungnade, in welche auch die Grafen von Dohna und von Dönhof verwickelt wurden, und da er sich auf die Königin stützen wollte, die zwar selber keine gute Meinung von ihm hatte, aber ihn doch bedauerte, so mehrte dies nur die Kälte, welche zwischen ihr und Wartenberg längst wieder eingetreten war. Wensen hatte des jungen Pöllnitz Mutter geheirathet, und dieser, der in seiner frühen Jugendzeit oft in Lützenburg bei seiner Kousine und bei der Königin war, schien besser für seinen Stiefvater wirken zu können, als seine Kousine und die Königin selbst. Bei einem Besuche des Königs in Lützenburg wagte Pöllnitz, ihn um die Freilassung des Ge-

fallenen anzusprechen, der König, dem jungen Menschen wohlgeneigt, hörte ihn gnädig an, und gewährte die Bitte, jedoch mit der Bedingung, daß Wensen das Land verließe. Nachdem der König sich entfernt hatte, ließ die Königin den jungen Pöllnitz in ihr Kabinet rufen, und er mußte erzählen, wie die Sache gegangen war. Sie lag auf einem Ruhebette, Fräulein von Pöllnitz saß am Fuß desselben auf dem Boden. Die Königin bezeigte die menschenfreundlichste Theilnahme, freute sich der guten Wendung, und ermahnte den jungen Mann, sich der Gnade des Königs immer würdiger zu machen, sie wolle ihrerseits alles thun, ihn darin zu befestigen, und er könne ihres bleibenden Schutzes versichert sein. Wartenberg herrschte nun fast unbeschränkt, und seine Frau trat am Hofe nur stolzer und anmaßender auf; so daß Sophie Charlotte sich um so mehr und lieber auf Lützenburg beschränkte, wo sie nach ihrer Weise lebte, ohne die Andern in der ihnen beliebigen zu stören.

Ihre Sorge zog ein andrer Gegenstand an, der ihren Geist wie ihr Herz ernstlich und immerfort beschäftigte. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm war nun schon in seinem vierzehnten Jahre, und die Mutter konnte sich nicht verhehlen, daß dieser Prinz

sich in ganz andrer Weise entwickelte, als die sorgsame Erziehung, die man ihm zu geben bemüht war, beabsichtigte. Ihre große Liebe zu ihm verblendete sie nicht über die große Abweichung seiner Sinnesart von der ihrigen. Wenn er auch die Zärtlichkeit der Mutter nicht unerwiedert ließ, so theilte er doch ihre Neigungen gar nicht; dem Vater aber schien er durchaus abgewendet, und gegen dessen feierliche und prunkhafte Richtung entschiedenen Widerwillen zu haben. Ohne Lust und Liebe zu den Wissenschaften, ohne Geschmack für Kunst und feinere Bildung, ging sein ganzes Trachten auf soldatische Uebung, und während seine Sitten mehr und mehr in roher Derbheit sich befestigten, brachen seine heftigen Leidenschaften oft in den gewaltsamsten Ungestüm aus. Er wohnte auf dem Schlosse zu Berlin, besuchte aber regelmäßig, andre Gelegenheiten nicht gerechnet, zweimal wöchentlich seine Mutter in Lützenburg. Sie bemühte sich, durch Gespräche auf ihn zu wirken, ihn zum Lesen guter Bücher anzureizen, ja sie sorgte dafür, daß er bisweilen an ihren Schauspielen und Balletten Theil nahm. Doch selbst sein Gehorsam bewies nur, daß nicht seine Neigung bei diesen Dingen war. Eine ausführliche Unterhaltung, welche die

Königin einst mit ihrem Sohn über Fénélon's Telemach hatte, den zu lesen ihm eifrigst war empfohlen worden, ist uns, wahrscheinlich durch den Legationsrath von Larrey, schriftlich aufbewahrt, und bezeugt allerdings, daß für einen jungen wilden Prinzen ein besseres Verfahren wäre zu finden gewesen, falls wir nicht lieber das Langweilige und Peinliche dieser ganzen Erörterung dem ungeschickten Darsteller zurechnen, der es offenbar darauf anlegt, seine zierliche Beredsamkeit in schmeichelhafter Auffassung recht glänzend leuchten zu lassen, wie denn auch sein Machwerk alsbald gedruckt, und häufig — zuletzt noch sogar von Erman — gelobt wurde. Es ist kein Wunder, wenn der lebhafte Prinz von solchen Unterweisungen, die einem jugendlichen Herzen nur bezuglose Allgemeinheiten darboten, sich zu seinen soldatischen Spielgenossen sehnte. Ihm war nämlich gestattet worden, aus adligen Knaben seines Alters, unter denen sich auch der junge Pöllnitz befand, zwei Kompanieen Kadetten zu errichten, deren eine er selbst, die andre der junge Herzog von Kurland befehligte; sie hatten ihre besondre Uniform, wurden an bestimmten Tagen geübt, und brachten es bald zu großer Fertigkeit, sowohl in den Waffen, als im übrigen Dienst. Dieses

Soldatenwesen war dem Kronprinzen die liebste Beschäftigung, er faßte eine wahre Leidenschaft für die kleine Truppenschaar, und war immer unermüdet, sie zu exerziren und herauszuputzen. Die Königin, um ihrem Sohne auch in seinen Neigungen nachzugeben, und ihn dadurch mehr zu gewinnen, pflegte wohl diesen Uebungen zuzusehen, und bezeigte ihr Wohlgefallen, wenn sie gut gelangen. Gewiß war eine solche Schauleistung dem Prinzen angenehmer, als wenn er selber zur Schau stehen, und seine zugelernten Kenntnisse, wie alljährlich geschah, im Beisein des Hofes mußte prüfen lassen, ein leerer und in seinem Zwecke ganz verfehlter Prunk, der ihm alle Studien noch mehr verleidete! Die kleine Geldsumme, welche er bei solchen Gelegenheiten, so wie zu Neujahr und an Geburtstagen geschenkt erhielt, wandte er vorzugsweise für seine Kompanie an; übrigens konnte man bemerken, daß er mit dem Gelde sparsam umging, und Aufwand und Gepränge ihm zuwider war. Es war nichts damit gewonnen, daß man dem Prinzen schriftlich ausgearbeitete Aufzählungen seiner Fehler und Vergehungen abpreßte, die mit feierlichen Zusagen endigten, sich künftig den Erwartungen seiner Eltern gemäß zu betragen, besonders artiger und rücksichtsvoller, und

sich alles vertraulichen Umgangs mit geringeren Hofdienern zu enthalten. Mit Ceremonien und urkundlichen Schriften sogar in der Erziehung aufzutreten, war gewiß das unglücklichste Beginnen, und die gesunde, kraftvolle Natur des Prinzen mußte unter solchen Zumuthungen entweder zerstört werden, oder sich um so mehr in den Gegensatz flüchten.

In der That wurde Friedrich Wilhelm, bei aller Reue und Besserung, die man ihn ausdrücken ließ, in seiner Heftigkeit nur stets unbändiger. Sophie Charlotte kam einesmals dazu, wie er wüthend den Prinzen von Kurland bei den Haaren schleppte, ein andresmal, wie er den Kammerjunker von Brandt eben die Treppe hinunter gestoßen hatte. Daß die Königin ihm bei solcher Gelegenheit nur kalt gesagt, er habe nicht wohlgethan, wird jetzt niemand ihr als unzeitige Weichheit oder gar Gleichgültigkeit auslegen; was sollte sie, in ihrer Bestürzung und Betrübniß, mit dem kraftvollen Jüngling beginnen? Daß sie aber tief und heftig empfand, dem Sohne scharfen Tadel nicht ersparte, und durch keine Vorliebe ihren klaren Blick blenden ließ, beweist deutlich ein Briefblatt an ihre geliebte Freundin, welches ohne Zweifel in diese Zeit gehört. Sie schreibt: «J'ai du chagrin, ma chère

Poellnitz, il faut que je me soulage en vous le communiquant. Outre d'autres sujets que vous pénétrez, j'en ai un que votre amitié pour moi a pressenti. Le jeune homme, que je ne croyois que vif et impétueux, a donné des preuves d'une dureté qui surement tire son origine d'un très-mauvais coeur. Non, dit la Bülow, ce n'étoit que par avarice. — Dieux, tant pis! avare dans un âge si tendre. On se corrige d'autres vices, mais celui-là augmente: et puis, de quelle importance n'est-ce pas par les suites que cela entraîne? la compassion et la pitié peuvent-elles trouver accès dans un coeur que l'intérêt domine? Dohna est honnête homme; il a de la probité et de la noblesse dans les sentimens; mais son défaut est aussi un esprit d'économie, et on corrige mal un défaut qu'on approuve intérieurement. — Je l'ai fort chapitré, et comme cela n'arrive pas souvent, j'ai appuyé surtout et me suis rappelé toutes ses mauvaises façons d'agir en plusieurs occasions. A cela joint les plaintes que les dames m'ont faites qu'il leur dit des sottises: ma colère est allé jusqu'à l'emportement. Est-ce-là le ton des belles âmes? Y a-t-il de la grandeur à offenser? Quelle gros-

sièreté dans l'esprit, de tenir de mauvais propos à un sexe formé pour être l'objet au moins de la politesse des hommes? L'abbé entra tandis que je sermonnois. — Que ceci est auguste, dit-il; il me semble voir Agrippine qui parle à Néron. — Indignée de la comparaison et frémissant de l'augure, je le reçus fort mal: il s'en alla en tremblant, — et j'ai reçu ces vers ou plutôt l'élégie ci-jointe qui a fait sa paix. J'ai tous les symptômes d'une fièvre de fluxion; il y a un peu de bile; mais tout ce qui porte au coeur ne peut qu'être sensible. Venez bientôt partager mes peines et mes plaisirs. J'en ai un bien grand à apprendre que vous vous remettez. Adieu, adieu, ma chère. Charlotte, R.»

Was hier von dem Gefühl annahender Krankheit gesagt ist, verwirklichte sich allzu bald; die Königin wurde im Frühjahr 1702 von einem hitzigen Fieber befallen, das jedoch schnell eine gute Wendung nahm, und kaum einige Schwäche hinterließ. Die Königin sah bald ein, daß der Prinz einer ganz veränderten Umgebung bedürfe und eine glücklichere Entwicklung seines Karakters nur zu erwarten sei, wenn er von Berlin fortkäme, und in der Fremde die ihm angemessene Thätigkeit und Erfrischung

fände. Hiezu schien eine günstige Aussicht eröffnet, als mit dem Tode des Königs Wilhelm von Großbritannien am 19. März 1702 das Haus Nassau-Oranien erlosch, und der König von Preußen, um seine Ansprüche auf die oranische Erbschaft geltend zu machen, im Frühjahr eine Reise nach Wesel und dem Haag unternahm. Die Königin meinte, diese Erbschaft sei weniger werth, als der Anlaß, der sich daraus ergebe, dem Kronprinzen eine Reise nach Holland auszuwirken. Sie war ihrerseits zu dem Opfer bereit, und wollte ihrem Herzen diese Trennung auferlegen, die sie zum Besten ihres Sohnes nöthig hielt. Ihr Schreiben deßfalls vom 2. Mai 1702 an den preußischen Gesandten im Haag, Herrn von Schmettau, der zuerst diesen Gedanken geäußert hatte, sagt hierüber: «Je vous ai tant plus d'obligation, monsieur, des marques de votre souvenir, vous sachant fort occupé des affaires du roi dans une occasion où l'on trouve plus de contestations qu'on n'avoit cru. Je sais que vous employez tous les soins imaginables pour y remédier, mais je crains bien que nous n'obtiendrons pas tous les avantages que nous nous étions proposés de l'héritage du roi; pour moi je le considère assez grand, soit dit entre nous, si

cela peut servir de prétexte à faire aller mon fils en Hollande, et je vous ai obligation, monsieur, d'y avoir pensé le premier. Si vous le pouvez mettre en exécution sans que je paroisse y avoir part, je vous en aurai encore d'avantage; car il vous souvient de ce que je vous dis devant votre départ: vous comprendrez aisément que ni moi, ni le comte de Dohna, n'oserions parler de cette affaire, et après tout je trouve fort nécessaire pour l'éducation de mon fils, qu'il soit quelques années hors d'ici, ce qui lui fera bien plus de bien que des espérances chimériques.» Allein das Vorhaben fand Schwierigkeiten, und die bei dem Könige deßhalb versuchten Anregungen mißglückten. In einem zweiten Schreiben der Königin an Schmettau, vom 16. Mai, heißt es wenigstens: «Puisque vous ne me dites rien de mon fils, je crains que vos représentations n'ayent pas été reçues à Wesel.» Zwei Jahre später erst kam der Plan zur Ausführung, der aber nun minder fruchtbar sein mußte.

Daß einer kräftigen und dabei schlichten Natur, wie der des Kronprinzen, nicht unbedingt eine andre Richtung könne aufgezwungen werden, sah Sophie Charlotte sehr wohl ein. Sie glaubte, daß

den entschiedenen Anlagen einiges Recht zuzustehen sei, und selbst aus den schlimmen sich Gutes gewinnen lasse. Die gewaltsame Heftigkeit, welche von Willenskraft und Muth zeugte, konnte in wirklichen Kriegskämpfen zu ruhmvoller Tapferkeit werden; ja die Verwicklungen selbst, in welche der leidenschaftliche Ungestüm fortriß, durften dem letztern zur Heilung dienen, sofern nur eine fremde, nicht allzu rücksichtsvolle Umgebung diesen Erfahrungen genugsamen Raum zuließ. In dem Gedanken, aus dem Unvermeidlichen wenigstens Vortheil zu ziehen, mißbilligte daher die Königin auch, daß der Graf von Dohna die stärksten Jugendtriebe, welche in dem Kronprinzen erwacht waren, mit unerbittlicher Sittenstrenge unterdrücken wollte. Sie erkannte, daß diese Gegenwehr doch endlich brechen und das Uebel dann nur um so größer sein würde, und sie hoffte, einige Nachgiebigkeit in diesem Betreff werde sich durch Milderung der Sitten reich belohnen. In solchem Sinne finden sich von der Königin folgende, an Fräulein von Pöllnitz gerichtete Worte, in Ermangelung von Papier, das gerade nicht zur Hand war, eiligst auf ein Kartenblatt geschrieben: »Dites au comte de Dohna, qu'il ne s'oppose pas aux galanteries du prince-

royal; l'amour polit l'esprit, et adoucit les moeurs. Mais qu'il dirige son goût: qu'il ne porte sur rien de bas. — Pas un chiffon de papier ne me tombe sous la main. Adieu, ma chère Pöllnitz: votre amie Sophie.» Wer hieraus der Königin einen Vorwurf machen, oder gar ihre Grundsätze in Zweifel ziehen wollte, der würde nur sein Urtheil als sehr unreif bekennen, sowohl hinsichtlich der menschlichen Natur überhaupt, als auch dieser schwierigsten Lebensverhältnisse insbesondre.

Nachdem der König von seiner Reise zurückgekehrt war, ging in Berlin das gewohnte Leben weiter. Von Hannover kam die Kurfürstin Sophie zum Besuch, und war um so erwünschter, als sie nach allen Seiten begütigend und erheiternd einwirkte. Das gute Einverständniß der Höfe von Berlin und Hannover war oft zum Nachtheil beider durch Eifersucht und Mißtrauen unterbrochen, und die Königin hatte nicht die Gabe, solche Schwierigkeiten aufzulösen; vielmehr war ihr eignes Verhältniß oft sehr ungünstig, und nur ihr hoher Sinn hielt sie empor, der sich über Aeußerlichkeiten leicht hinwegsetzte, unangenehme Vorgänge schnell vergaß, und sich gern damit begnügte, in dem eignen Lebenskreise frei zu schalten, aus dem sie dann je-

derzeit heiter und harmlos wieder hervortreten, und mit anmuthiger Gelassenheit erfüllen konnte, was ihr als Throngefährtin oblag. In den Hof- und Staatsangelegenheiten herrschte Wartenberg, der hinwieder ganz von seiner eigenwilligen und anmaßenden Frau abhing, nach dieser Seite war kein gutes Vernehmen dauerhaft, es schwankte auf und nieder, und Sophie Charlotte konnte nur Großmuth und Zartsinn, nicht aber Staatsklugheit ausüben. Da war denn die Anwesenheit der Mutter eine glückliche Vermittlung. Die treffliche Kurfürstin verstand ihren Schwiegersohn zu behandeln, und zugleich seine Minister in gute Stimmung zu setzen, ihre Tochter folgte ihr willig, und selber die Gräfin von Wartenberg, durch kleine Aufmerksamkeiten geschmeichelt, fand sich nachgiebiger. Die Einladung zum Besuch nach Hannover, und später die gute Aufnahme dort, gewannen die stolze Frau noch mehr, und ihr Gemahl wußte seine Dankbarkeit nicht oft genug zu wiederholen. So wirkte die Kurfürstin versöhnend und vermittelnd für alle Partheien. Der Minister von Fuchs äußerte hierüber in einem vertraulichen Schreiben an den hannöverschen Minister von Ilten, wem das Wohl des Königlichen Hauses am Herzen liege, der könne nur wünschen, die

Kurfürstin immer am Hofe zu Berlin zu sehen, dies würde unendlich viel Gutes bewirken, denn der König habe offenbar mehr Hochachtung und Zutrauen für sie, als für irgend jemand. Wartenberg schrieb von ihr an denselben Minister von Ilten, sie sei zuverlässig die wohlthätigste Fürstin auf der Welt, habe ein großmüthiges Herz, und auf der rechten Stelle; er fühle sich beglückt, daß diese anbetungswürdige Fürstin, von so großem Verstand und Scharfblick, bei ihrem Aufenthalt in Berlin auch ihm ihre Billigung gewährt habe. In der That wußte sie die verschiedensten Menschen für sich einzunehmen, und jedem nach seinen Ansprüchen, ohne sich das Geringste zu vergeben, gefällig und freundlich zu sein. Daß in Hannover jeder Gast und Fremde vortrefflich aufgenommen sei, und den dortigen Hof nur ungern wieder verlasse, war als ihr Verdienst anerkannt.

In eifriger Thätigkeit erscheint auch Leibnitz fortwährend, sowohl um die politischen Gesinnungen zu vereinigen, und den Wünschen seiner hohen Freundinnen förderlich zu sein, als auch insbesondre den geistigen Anforderungen zu entsprechen, welche von der Königin nur immer lebhafter an ihn gemacht wurden. Wirklich scheint gerade in dieser Zeit

ihre philosophische Forschung den höchsten Flug genommen zu haben; ihr scharfes Denken wollte nicht auf halbem Wege ruhen, sondern eilte kühn zu den letzten Ergebnissen, welche der Mensch erreichen kann. Mündlich und schriftlich erörterte sie mit dem großen Lehrer und Freunde die tiefsten Gegenstände der Wissenschaft, und für ihre Zweifel und Fragen mußte des Meisters dialektische Kunst nicht selten unzureichend bleiben. Sophie Charlotte fand in seinen Erklärungen oft nur neue Schwierigkeiten, Leibnitz hinwieder warf ihr vor, sie wolle das Warum des Warums wissen. Besonders führten die Werke von Bayle, welche die Königin gern und fleißig las, und dessen Zweifel sie widerlegen zu können wünschte, zu gründlichen Verhandlungen über die Religionserkenntniß, und die hierüber gewechselten Gespräche und Briefe sind der Keim und wesentliche Bestand, wie Leibnitz in einem Briefe an den Abbé Bignon vom Jahre 1708 bekennt, eines seiner späteren Werke, der berühmten Theodicee, so daß wohl niemals die Geistesarbeit einer Königin in edlerer Fassung aufbewahrt sein kann! Wie sehr Sophie Charlotte mit diesen Gegenständen beschäftigt und von ihnen erfüllt war, sehen wir von ihr selbst anmuthig und lebhaft ausgesprochen

in

in einem Briefe, den sie am 7. August 1702 aus Wusterhausen, wohin sie dem Könige gefolgt war, an Fräulein von Pöllnitz schrieb: «Ma chère Poellnitz, voici une lettre de Leibnitz que je vous envoie. J'aime cet homme; mais j'ai envie de me fâcher de ce qu'il traite tout si superficiellement avec moi. Il se défie de mon génie, car rarement il me répond avec précision sur les matières que j'agite.» In demselben Briefe sagt sie auch noch: «Dernièrement Leibnitz m'a fait une dissertation sur les infiniment petits: qui mieux que moi, ma chère, est au fait de ces êtres?» Aus der großen Welt ihrer Gedanken durfte sie wohl mit gerechtem Mißfallen auf die kleine herabblicken, die sie umgab.

Nicht immer waren diese Erörterungen streng und wissenschaftlich; sie gingen heiter in gesellige Unterhaltung über, und dienten, gleich andern Gegenständen, auch zum Zeitvertreib. Die folgende Erzählung ist zwar irrthümlich nach Lützenburg verlegt, und auf Sophie Charlotten bezogen worden; sie gehört nach Herrenhausen und zu der Kurfürstin Sophie; jedoch, indem sie zeigt, was hier vorging, giebt sie auch ein Beispiel dessen, was dort geschehen konnte, und so theilen wir das Geschicht-

chen unbedenklich mit. Eines Tages, da Leibnitz mit der Kurfürstin Sophie und einigen andern Personen im Garten zu Herrenhausen lustwandelte, kam der Satz zur Sprache, daß zwei Dinge nie ununterscheidbar gleich seien, und weil die herrlichen Bäume mit der Fülle des Laubes vor Augen waren, so bemerkte die Kurfürstin, selbst in dieser unzählbaren Menge ähnlicher Gestalten würden sich zwei vollkommen gleiche nicht finden. Ein Herr vom Hofe, nicht ohne Geist und mit Leibnitz befreundet, glaubte dies doch nicht allzu schwer, die Kurfürstin nahm ihn beim Wort, und er selbst und andre Herren und viele Diener eilten, ganze Körbe voll Blätter herbeizuschaffen. Nun ging es an ein Aussuchen und Vergleichen, und die ganze Gesellschaft war voll Eifer damit beschäftigt, einen philosophischen Satz sehr unphilosophisch erweisen oder bestreiten zu wollen. Indeß konnte Leibnitz die Unterscheidbarkeit auch der ähnlichsten Blätter immer leicht darthun. In späterer Zeit pflegte Kant bei seinen Vorträgen über die Logik dieses Geschichtchens gern zu erwähnen, und dann lächelnd zu bemerken, sein großer Vorgänger hätte sich die Mühe sparen und nur kurz sagen dürfen, daß die Verschiedenheit zweier sonst völlig gleicher Dinge schon da-

durch erwiesen sei, daß jedes in seinem und nicht in des andern Raume sich befände. Gewiß aber war es dem Anlaß entsprechender und für die Gesellschaft unterhaltender, daß Leibnitz auch auf den Versuch einzugehen nicht verschmähte, und den Einfall, der dem Gedanken durch Erfahrung begegnen wollte, an dieser selbst vergeblich sich abmühen ließ.

Die Philosophie, selbst nur Freude und Genuß für die erhabene Denkerin, störte auch sonst in keiner Weise die Vergnügungen, welche ein edler Geist und fröhlicher Sinn hervorrufen und empfangen konnte. In Sophie Charlottens Nähe waren die schönen Künste, was sie wirklich sein sollen, der Schmuck des Lebens. Besonders hatte Musik für sie den lebendigsten Reiz, und ihre Ausübung durfte nie lange fehlen. Der König unterhielt eine bedeutende Kapelle, nahm ausgezeichnete Tonkünstler in Dienst, und die berühmtesten Sänger und Sängerinnen aus Italien kamen nach Berlin. Seiner Prachtliebe waren Schauspiele und Opern sehr willkommen, und über dem Reithause in der breiten Straße hatte er ein Theater einrichten lassen, wo mancherlei Vorstellungen gegeben wurden. Der Ruf der italiänischen Oper hatte auch den jungen Händel nach Berlin gezogen, in seinem funfzehnten

Jahre war er 1698 von Halle dorthin gekommen. Seine Meisterschaft erregte die Aufmerksamkeit des Buononcini und des Attilio Ariosti, der Letztere wurde sein Lehrer und Freund. Sophie Charlotten blieb er nicht unbekannt, er spielte mehrmals am Hofe; die günstigen Anträge desselben ließ aber die Bedenklichkeit seines Vaters ihn versäumen, und er verließ Berlin, ehe er noch die ganze Macht des Genius, die in ihm lag, hatte entwickeln können.

Sophie Charlotte selber, wie wir schon aus früheren Angaben und auch aus Toland's Bericht wissen, übte die Kunst mit Meisterschaft, komponirte ausgezeichnet, und spielte und sang mit Fertigkeit und Anmuth die Werke der verschiedensten Meister, besonders aber die Kompositionen eines damals berühmten Tonsetzers Corelli. Der Schatz ihrer Musikalien wurde eine Tonne Goldes werth geachtet. Kein Tag verging, ohne daß sie selbst am Klavier gesessen, oder musikalische Aufführungen angehört hätte. Dieser Eifer war auf ihre nächste Umgebung übergegangen, hatte sich dem Hofe, ja der Stadt mitgetheilt. Der Oberbürgermeister von Hessig, gewesener Kammerdiener des Königs, errichtete in seinem Hause in der Königsstraße mit höchstem Beifall eine kleine Opernbühne. Alle jün-

gere Personen des Hofes waren mehr oder minder musikalisch, für alle Instrumente und Gesangstimmen fanden sich bildsame Fähigkeiten. Als die Königin ein eignes Theater in Lützenburg errichtet hatte, welches im Sommer 1702 fertig wurde, konnte sie ganze Opern und Ballette durch solche vornehme Liebhaber und Liebhaberinnen aufführen lassen. Auch die besten Stücke der französischen Bühne kamen auf diese Weise zur Vorstellung. Daneben hatte Sophie Charlotte aber auch ihre eigne Kapelle, der berühmte Tonsetzer Attilio Ariosti stand in ihrem Dienste, und fortwährend berief und belohnte sie fremde Künstler. Zur Einweihung der neuen Schloßbühne wurde am Geburtstage des Königs die Oper i trionfi del Parnasso aufgeführt. Neben den fremden Sängern und Sängerinnen Antonio Tosi, Paolina Fridelin und Regina Schönaes, spielten darin die verwittwete Herzogin von Kurland, deren Tochter die Prinzessin Maria, und der junge Prinz ihr Sohn.

Das nächste Jahr 1703 war besonders reich an Kunstgaben und Festlichkeiten. Wir erwähnen der Aufstellung der Reiterstatue des großen Kurfürsten, dieses herrlichen Werkes von Schlüter, das im Guß der Stückgießer Jacobi ausgeführt. Die

Vermählung der verwittweten Herzogin von Kurland veranlaßte Feste, die nicht so fröhlich als glänzend waren. Die liebenswürdige Fürstin hatte einflußreiche Widersacher am Hofe, welche ihr mißgönnten, mit der Königin verbunden ein so heitres Dasein zu führen. Da sie von Kurland, wegen des Krieges im Norden, seit langer Zeit keine Einkünfte zog, so war sie ganz von dem Könige abhängig, und man dachte durch ihre Wiedervermählung Ersparnisse zu machen. Dem sechzigjährigen Markgrafen von Baireuth, der um sie warb, wurde sie genöthigt ihre Hand zu geben. Sie wurde in Lützenburg vermählt, aber nur mit größtem Widerwillen folgte sie ihrem Gemahl, und fast gewaltsam mußte man sie von dem theuren Aufenthalt fortreißen. Ihre Tochter, die Prinzessin Maria, durfte bei der Königin zurückbleiben, wo ihre Lieblichkeit und Sanftmuth ihr allgemeine Zuneigung erworben, aber auch das Herz des Markgrafen Albrecht, Bruder des Königs, zur höchsten Leidenschaft entflammt hatte. Nach großen Schwierigkeiten erlangte der Markgraf vom Könige die Erlaubniß zur Heirath. Auch diese Hochzeit wurde in Lützenburg gefeiert, doch ohne Gegenwart des Königs, der mißvergnügt die Sache ganz der Königin über-

ließ; die angestellten Lustbarkeiten waren deßhalb nicht weniger glänzend, und verhüllten keine geheime Trauer. Ein andres großes Fest vereinigte den ganzen Hof in Lützenburg, als bei Anwesenheit des Komponisten Giovanni Buononcini daselbst dessen Oper Polifemo aufgeführt wurde; unter den vornehmen Sängern und Sängerinnen, welche dabei mitwirkten, befand sich auch die Erbprinzessin von Hessen-Kassel, die Königin aber saß in der Mitte des Orchesters am Klavier, und die übrigen Instrumente wurden alle nur von den größten Meistern gespielt.

In dasselbe Jahr mit diesen Ergötzlichkeiten fällt ein Briefwechsel, der uns die Königin wieder in ganz andrer Beschäftigung zeigt. Mit der Kurfürstin Sophie und mit Leibnitz war schon längere Zeit der Jesuit Vota, Beichtvater des Königs Johannes Sobieski von Polen, in brieflicher Verbindung, und dieser geistvolle und weltkluge Mann, welcher neben politischen Geschäften auch an höheren Forschungen Theil nahm, war Sophie Charlotten natürlich nicht unbekannt geblieben. Als er nach Berlin kam, ließ ihn die Königin mehrmals einladen und fand Geschmack an seiner Unterhaltung. Er hatte viel Witz und Beredsamkeit, aus-

gebreitete Kenntnisse fast in allen Fächern, und dabei eine Lebhaftigkeit, die auch bei einem jüngern Manne aufgefallen wäre, um so mehr bei ihm, der schon hoch in Jahren war. Gespräche über Religions- und Glaubenssachen waren damals sehr in Anregung; man glaubte die protestantischen Lehrbegriffe noch mit einander ausgleichen, und für sie denn auch mit der katholischen Kirche eine Annäherung finden zu können. Sophie Charlotte veranlaßte auch den Pater Vota zu solchen Erörterungen, und da er sich mit ihr nicht ernstlich genug einzulassen schien, setzte sie ihm ihre französischen Hofprediger von Beausobre und Lenfant entgegen. Der Letztere rühmt von der Königin, sie habe ihr größtes Vergnügen an solchen Gesprächen gefunden, und sei durch ihren außerordentlichen Geist, ihren eindringenden Scharfsinn und vielfaches Wissen wohlbefähigt gewesen, mit den bedeutendsten Männern dergleichen zu führen, besonders aber habe sich dabei ihr Geschmack und sicheres Urtheil, so wie ihr edles und feines Benehmen stets im schönsten Lichte gezeigt. Nicht immer jedoch scheint ihr Beispiel in diesem Betreff von den Andern nachgeahmt worden zu sein. Die beiden Hofprediger, deren sie bald den einen, bald den andern, zuweilen auch beide zusammen rufen

ließ, wollten gegenüber dem Jesuiten, der seinerseits klüglich seinen Boden behauptete, und seine Gegner als Abtrünnige behandelte, auch ihrer Kirche nichts vergeben, und bestritten seine Sätze mit Heftigkeit, so daß die Königin mehrmals über den Eifer des Kampfes lächelte, und ihn zu mäßigen veranlaßt war. Ueber diese Streitverhandlungen, und über die Bitterkeit, zu welcher sie gestiegen, schrieb der Pater Vota nach seiner Abreise an die Königin, klagte sich selbst, aber mehr noch seine Gegner an, und meinte, für den Fall der Fortsetzung eine glimpflichere Weise hoffen und versprechen zu dürfen. Sein Brief ist aus Stargard vom 23. März 1703: «Madame, je me sers de l'occasion de monsieur le lieutenant-colonel de Massow pour me présenter par cette lettre aux pieds de Votre Majesté, et lui réitérer les témoignages de ma reconnoissance éternelle pour les grâces infinies dont elle m'a comblée. Je lui demande pardon que j'ose sitôt lui renouveler mes importunités, après l'avoir si longuement ennuyée par mes discours interrompus par une si desagréable toux, que la présence de Votre Majesté m'a pourtant quasi entièrement guérie, lorsque la dispute la plus échauffée la devoit irriter.

Mais à propos de disputes, j'avouerai à Votre Majesté que parmi tant de contentemens dont sa royale cour m'a été si libérale, il m'est resté un chagrin assez sensible, que l'engagement de défendre l'honneur des premiers pères de l'église et des quatre grands conciles écuméniques auxquels toute la chrétienneté catholique et non catholique porte tant de respect, ait attiré sur ces messieurs, que d'ailleurs j'estime et j'honore, des réponses proportionnées au grand tort qu'on faisoit à toute l'ancienne église, non encore divisée en partis.

Si j'ai l'honneur de retourner aux pieds de Votre Majesté comme elle m'a fait la grâce de me le commander, j'espère qu'ils conviendront avec moi de ne pas provoquer des expressions aigres par des termes injurieux aux plus grands saints de l'antiquité et aux luminaires les plus éclatans de l'église. Une semblable rencontre ne m'est jamais arrivée en quarante années de controverse avec les premières têtes, à Rome, à Paris et ailleurs, où la civilité et la courtoisie ont toujours été de pair avec la doctrine. Je me flatte que ces dignes personnages voudront bien demeurer mes bons amis, comme je suis

leur sincère estimateur et incapable de conserver la moindre rancune, comme effectivement j'en fus exempt dans le plus fort même de la dispute. Et quand nous nous verrons ensemble à la présence de Votre Majesté, nous nous accorderons dans la recherche paisible et édifiante de la vérité, suivant le mouvement que le grand génie et le merveilleux esprit de Votre Majesté en tant de sortes, voudront bien nous donner.

Au reste, Madame, je me console dans la solitude de ce voyage, par me raconter à loisir à moi-même les incomparables prérogatives de Votre Majesté et ses bontés généreuses qu'elle m'a témoignées. Ce seront mes plus doux entretiens, et le récit que je ferai au roi et à toute la Pologne, des vertus d'une reine qui fait l'admiration de l'Europe, en priant Dieu qu'il la conserve au-delà des siècles. Je suis, Madame, avec la plus grande soumission de Votre Majesté le plus humble, plus obéïssant et plus obligé serviteur Vota.»

Die Königin theilte den Brief des gewandten Jesuiten dem einen seiner Gegner mit, und forderte von diesem einiges theologische Rüstwerk, um den guten Pater auch noch in der Ferne die unbesiegte

Stärke der Protestanten erfahren zu lassen. Der Aufforderung wurde überschwänglich entsprochen, und Lenfant gab einen weitläufigen Aufsatz voll kirchengeschichtlicher Gelehrsamkeit und dialektischer Gründe, welchen die Königin ihrem Antwortschreiben einverleibte. Sie bekennt selbst, daß sie sich auf dieses theologische Meer nur im Vertrauen auf ihre Steuerleute wagen dürfe, und hofft, wenn diese sie irrführen sollten, durch Vota wieder in die rechte Bahn gebracht zu werden. Der Anfang und der Schluß dieses Briefes sind ohne Zweifel von der Königin selbst, oder doch unter ihrer Aufsicht und nach ihrer bestimmten Angabe verfaßt; mit der zwischenliegenden Auseinandersetzung aber finden wir uns in Verlegenheit, wir können unsern Lesern nicht zumuthen, gleiche Aufmerksamkeit dafür zu haben, wie für die eignen Worte Sophie Charlottens, und doch sind die letztern nicht wohl aus diesem Zusammenhang abzuschneiden. Uns bleibt daher nur übrig, es mit ein paar Blättern nicht zu genau zu nehmen, und das ganze Schreiben, das doch einmal den Namen der Königin führt, günstiger Nachsicht hier anzubieten. Dasselbe beginnt: «Vous êtes toujours le même, Monsieur, c'est à dire l'homme du monde le plus obligeant, et vous ne recevrez

jamais nulle part tout l'accueil que vous méritez. Quoiqu'il soit fort mal-aisé d'être insensible aux louanges d'une personne de votre goût et de votre poids, je vous avoue pourtant, que ce qui m'a le plus touché dans votre lettre, c'est la délicatesse sur les petites escarmouches que vous avez eues avec nos théologiens pendant votre séjour en cette ville. Je reconnois la-dedans un caractère d'honnête homme et de chrétien, qui relève beaucoup les rares qualités de votre esprit. Je puis bien vous en offrir autant de la part de ces messieurs, et je vous réponds qu'il n'y aura point de controverse entre nous à cet égard. Ce qui se dit d'un peu fort de part et d'autre dans ces occasions-là, ne sert qu'à rendre la conversation plus vive, et ne doit point altérer l'estime que l'on se doit mutuellement et que personne ne refuse à vos grands talens.

Au reste, je ne suis pas surprise qu'en un fort petit espace de tems vous ayez ouï dire, en pays de liberté, quantité de choses qu'on n'entendroit pas pendant quarante ans en pays d'autorité, car ce sont deux pays où l'on parle des langues bien différentes. Mais je puis vous en

dire ma pensée: je comprends à-peu-près ce qui engagea insensiblement ces messieurs à sortir un peu du decorum de la fraternité dans leurs expressions sur le sujet des pères. Comme on est accoutumé à regarder parmi nous l'écriture sainte comme la seule règle de la foi, sur laquelle il faut examiner et pères et conciles, ils n'étoient pas sans doute trop contens de voir que vous lui donnassiez si peu de part dans toute cette affaire, et que vous parlassiez si désobligeamment de la raison, dont la seule autorité devroit régner dans ce monde et à laquelle vous avez même tant d'obligation. Cependant, comme on peut être bons amis, et soutenir chacun son sentiment, ils se font forts de prouver qu'ils n'ont rien avancé sur le sujet des pères et des conciles, qui n'ait été dit et publié plus d'une fois, non seulement par des auteurs de notre communion, que vous n'êtes pas obligé de reconnoître, mais même par des auteurs catholiques, et ce qui m'a le plus surprise, par des jésuites.

Comme le plus fort de vos conversations roula sur l'autorité des pères de l'église latine, et en particulier sur celle de Saint-Augustin et

de Saint-Jérome, c'est par là qu'il faut commencer; car pour les pères grecs, autant qu'il m'en souvient, il en fut peut parlé dans vos diverses conférences. Je me souviens seulement qu'un jour vous parûtes scandalisé d'une proposition qui fut avancée, seulement en passant, par l'un de ces messieurs, au sujet de l'église grecque C'est que plusieurs d'entre ces pères étoient grands Origénistes, la plûpart Platoniciens fort adonnés à des allégories à perte de vue, très-peu versés dans le style du nouveau testament, qui est un grec de synagogue et tout rempli d'hébraïsmes. Ce discours vous parut extrêmement paradoxe, et ne manqua pas d'exciter ce zèle et cette vivacité qui m'a si souvent charmée, et que ces messieurs admiroient eux-mêmes, quoiqu'ils en fussent la butte. Mais ils m'ont assuré encore depuis, qu'ils n'ont rien avancé là-dessus qui ne s'accorde avec le sentiment des plus habiles critiques de ce siècle.

Je reviens donc à Saint-Augustin. Il ne faudroit pas, disent ces messieurs, aller plus loin que le dictionnaire de monsieur Bayle, pour trouver des auteurs de votre société qui ont parlé de ce grand évêque avec plus de liberté qu'ils

n'on fait et qu'ils ne voudroient faire. Si vous prenez la peine de lire les articles Adam [Jean Adam, jésuite] et Augustin de ce dictionnaire, vous serez convaincu qu'ils n'ont rien avancé là-dessus que de très-soutenable.

Mais ces messieurs n'en demeurent pas là, car ils m'ont assuré que le cardinal Noris, qui ne peut être inconnu à Votre Révérence, a été obligé de publier une apologie de Saint-Augustin, particulièrement contre les jésuites, où il se plaint qu'ils ont accusé Saint-Augustin d'une obscurité affectée dans les matières de foi, de contradictions, d'inconstance, et quelquefois même d'erreurs formelles et très-importantes. Le père Adam, jésuite célèbre dans le dix-septième siècle, a avancé des choses si fortes contre Saint-Augustin, que le cardinal Noris dit là-dessus, qu'il faut avoir un coeur de pierre pour entendre ces paroles si injurieuses, non seulement sans indignation, mais même sans horreur. Le père Annat, aussi jésuite, qui a été le confesseur de Louis XIV et provincial de son ordre, a été un des plus hardis de tous sur ce sujet, et j'ai été, je vous avoue, tout épouvantée d'apprendre qu'il avoit bien osé alléguer plus de trente docteurs,

de

de compte fait, papes, cardinaux, évêques et au tres théologiens de France, d'Italie, d'Allemagne, «il devoit dire aussi du Japon,» ajoute le cardinal Noris, qui ont accusé Saint-Augustin d'un grand nombre d'erreurs. Mais ce qui m'a frappée surtout, c'est que le père Annat a prétendu faire voir que ces accusations contre Saint-Augustin ne rouloient pas seulement sur les matières de la grâce, de la prédestination et du franc-arbitre, mais sur les articles les plus fondamentaux au jugement de l'une et de l'autre communion. Ce jésuite allègue même là-dessus l'autorité de deux grands hommes, l'un du treizième, l'autre du seizième siècle, ce qui fait voir, pour le dire en passant, que ce n'est pas d'aujourd'hui qu'on n'a pas épargné Saint-Augustin.

Le premier de ces auteurs est un certain Jean Scot, qu'ils disent qu'on appeloit de son tems le docteur subtil. Il dit, en parlant de Saint-Augustin, qu'il faut bien examiner contre quels hérétiques les saints ont parlé; car, ajoute-t-il, quand Saint-Augustin écrit contre Arius, il semble presque pencher vers Sabellius, et quand il écrit contre Pélage, il semble incliner du côté des Manichéens. L'autre auteur c'est

Cornelio Musso, évêque de Bitonte, célèbre au seizième siècle, et qui parut avec beaucoup d'éclat au concile de Trente. Il parle de Saint-Augustin à-peu-près dans les mêmes termes que Jean Scot. Sur quoi le cardinal Noris fait une réflexion, que ces messieurs trouvent essentielle au sujet dont il s'agit entre vous et eux. C'est que Jean Scot et Cornelio Musso disent seulement que Saint-Augustin sembloit pencher vers l'erreur opposée à celle qu'il réfutoit; au lieu que le père Annat franchit ce pas en disant que ce père s'y jetoit entièrement. Il ne s'agit pas, disent ces messieurs, de savoir si ces accusations sont justes ou non; c'est au cardinal Noris et à vous, monsieur, qui en êtes autant capable que qui que ce soit, à justifier Saint-Augustin. Mais ce qu'ils en concluent, c'est que les ministres ne sont pas les premiers téméraires à cet égard, s'il y a de la témérité, puisque l'église catholique et surtout la société leur en a donné l'exemple.

De Saint-Augustin je passe à Saint-Jérôme. Ces messieurs soutiennent encore, comme ils l'ont fait en votre présence, qu'on ne peut pas se rapporter sur le sens de l'écriture, à des auteurs

qui l'ont expliquée aussi négligemment, et qui ont même parlé des apôtres avec aussi peu de respect, qu'a fait Saint-Jérôme. Le malheur est qu'ils citent, et qu'ils veulent absolument en venir à la vérification des faits que vous leur contestiez. Voici le fait. Il est trop mémorable pour ne l'avoir pas retenu. Ils disent donc que Saint-Jérôme, dans son commentaire sur le cha pitre II. de l'épître aux Galates, accuse Saint-Pierre et Saint-Paul de simulation et même d'hypocrisie; que Saint-Pierre, pour plaire aux Juifs, faisoit semblant de vouloir qu'on observât la loi cérémonielle, et que Saint-Paul pour complaire aux Gentils fit semblant de quereller Saint-Pierre à ce sujet, qu'ainsi l'hypocrisie de Saint-Paul lève le scandale de l'hypocrisie de Saint-Pierre. Saint-Augustin en fait des reproches à Saint-Jérôme, et voici ce que Saint-Jérôme lui répond pour s'excuser: «J'ai, dit-il, suivi les commentaires d'Origine (notez, m'ont-ils fait remarquer, que Saint-Jérôme a été depuis un des grands adversaires d'Origène), de Didyme, d'Apollinarius de Laodicée, qui est depuis peu sorti de l'église, d'Alexandre ancien hérétique etc. Et, pour vous avouer franchement la vérité, conti-

nue Saint-Jérôme, j'ai lu tout cela, et après avoir ramassé bien des choses dans ma tête, j'ai fait venir mon secrétaire, et je lui ai dicté tantôt mes pensées, tantôt celles d'autrui, sans me souvenir ni de l'ordre, ni quelquefois des paroles, ni même du sens.» Le même Saint-Jérôme dit encore dans son commentaire sur le chapitre III. de l'épître aux Galates: «Je n'écris pas moi-même, je fais venir mon secrétaire, et je lui dicte tout ce qui me vient dans la bouche. Que si je veux un peu rêver, pour dire quelque chose de meilleur, il fronce le sourcil, et toute sa contenance me dit assez qu'il s'ennuie d'être là.»

Je vous prie, mon Révérend Père, j'en appelle à votre équité, à quelles gens voudroit-on nous renvoyer, pour l'intelligence de l'écriture et de la religion? Qui croirai-je, de Saint-Jérôme Origéniste, ou de Saint-Jérôme ennemi d'Origène et de sa doctrine? Comment pourrai-je démêler ce qu'il a pris d'un hérétique ou d'un orthodoxe, puisqu'il cite l'un et l'autre à tort et à travers, sans aucune marque de distinction? Le moyen que je puisse deviner, si ce sont ses propres pensées ou celles d'autrui qu'il nous dé-

bite! puisqu'à peine le sait-il lui-même? Et à quoi connoîtrai-je, si son secrétaire étoit de belle humeur, ou si ayant quelqu'autre affaire en tête, il falloit que l'écriture sainte et la religion cédassent à son impatience? A vous dire la vérité, si cela est, je ne trouve pas mieux mon compte à Saint-Jérôme qu'à Saint-Augustin, et je ne suis pas trop surprise qu'en certains momens, où l'on ne fait pas toute l'attention qu'on devroit à ce que les noms de père et saint ont de vénérable, on s'émancipe à s'expliquer un peu librement sur ces grands docteurs de l'église.

Comme vous faites aussi mention des conciles dans votre lettre, et que vous trouvez que ces messieurs n'en ont pas parlé avec assez de respect, il faut que je vous rapporte ce qu'ils m'en ont dit: car ils ont tant d'estime pour vous, qu'ils seroient bien fâchés que vous crussiez qu'ils ont rien avancé légèrement. Ils disent donc, que si les conciles étoient comme ils devroient être, des assemblées libres, où l'écriture sainte et la raison fussent écoutées uniquement, au lieu des passions, des préjugés et des intérêts humains, ce seroit la meilleure voie de décider ces controverses. Mais ils soutiennent en même

tems, que depuis le premier concile de Jérusalem l'expérience a toujours montré le contraire. J'ai même été presque scandalisée d'un mot qu'ils font dire a Saint-Grégoire de Nazianze, qui pourtant étoit, comme vous le savez beaucoup mieux que moi, un père fort orthodoxe. Il disoit que jamais assemblée ecclésiastique n'avoit eu un heureux succès, et il prit même la résolution de ne se trouver plus dans ces assemblées de grues et d'oies qui se font une guerre cruelle. Il lâcha ce terrible mot à l'occasion du second concile écuménique, qu'il compare à un cabaret et à d'autres lieux que la pudeur empêche de nommer. Nos ministres n'en ont jamais tant dit à beaucoup près, et ils en seroient bien fâchés. Ils admettent les quatre conciles écuméniques, non pas véritablement à cause de leur autorité, qu'ils ne reconnoissent point pour infaillible, mais parce que leurs décisions leur ont paru conformes à l'écriture sainte. Théodoret n'avoit pas grande opinion du concile de Nicée, puisqu'il l'alléguoit pour prouver qu'on ne devoit rien attendre de bon des conciles, si Dieu ne renversoit les machines du démon. Il y eut tant de chaleur et de précipitation au concile

d'Ephèse, qu'il doit plutôt être regardé comme un brigandage que comme une assemblée ecclésiastique. Le second concile d'Ephèse cassa ce qu'avoit fait le premier, et il fut lui-même cassé par celui de Chalcédoine, ce qui n'est pas une grande marque d'infaillibilité.

Mais pour finir cette longue tirade que j'ai retenue des discours de ces messieurs, j'ai été bien surprise d'apprendre d'eux, qu'un de vos auteurs nommé le père Halloix, jésuite de Liège, parlant dans son apologie pour Origène du cinquième concile écuménique, a bien osé dire que Justinien, inspiré par le diable, avoit été l'auteur et le fauteur de ce pernicieux concile, assemblé malgré le pape, et qu'il vaudroit mieux que ce concile n'eût jamais été et qu'il ne subsistât plus, après quoi il ajoute que le sixième et le septième conciles écuméniques ont été entraînés dans l'erreur par le cinquième aussi bien que les papes Pelage II. et Grégoire le Grand qui l'ont approuvé.

Mais que direz-vous de moi, monsieur, de m'être ainsi embarquée sur l'océan ecclésiastique? C'est sur la bonne-foi de mes pilotes; s'ils m'ont fait égarer je vous crois assez de

mes amis pour me remettre dans le bon chemin. Je souhaite au reste, que Dieu vous conserve la vie et la santé, pour reprendre quelque jour celui de Berlin, où vous trouverez toujours des esprits disposés à la recherche de la vérité, de la manière que vous le proposez si bien à la fin de votre lettre.» Dieses Schreiben, welches Lenfant nach der Königin Tode französisch bekannt gemacht hatte, gab Toland im Jahre 1711, unter dem Titel: «A letter against popery,» in englischer Uebersetzung heraus, und erzählte in der Vorrede den Anlaß, welcher dasselbe hervorgerufen.

Schon den Staatshändeln fremd, mußte Sophie Charlotte noch weniger zu dem Kriegswesen sich hinneigen können. Zu ihrer Geistes- und Geschmacksbildung stand die Rauhigkeit des damaligen Waffenhandwerks im schroffsten Gegensatz; wo Philosophie und Kunst und froher Lebensgenuß im Besitz waren, konnten Schlachten, Belagerungen und Truppenmärsche nicht leicht zur Unterhaltung dienen. Das Unglück des Krieges fühlte die Königin lebhaft in den Verlusten, welche sie nah betrafen. Zwei ihrer Brüder fanden, wie schon erwähnt, in demselben Jahre den Heldentod gegen die Türken. Einen neuen Verlust brachte ihr der

Sommer des Jahres 1703; ihr fünfter Bruder, Herzog Christian, gleichfalls im Heere des Kaisers dienend, ertrank am 31. Juli bei Ulm, indem er als Generalmajor an der Spitze seiner Truppen den Uebergang über die Donau gegen die Franzosen erzwang. Der Krieg zeigte sich Sophie Charlotten von keiner Seite in reizender Gestalt. Doch wurde dem Ruhme, den die Preußen durch ihre Waffenthaten erwarben, in dem Kreise der Königin jede Würdigung zu Theil, und den geliebten Sohn sah sie sogar mit Wohlgefallen in dieser Richtung thätig. Aber das Ergebniß mußte hier über die Mittel oft hinwegsehen lassen. Denn mit den eigentlichen Werkzeugen dieses Ruhmes finden wir Sophie Charlotten kaum in Berührung, und die gleichzeitige Entwickelung zweier so verschiedenen Lebenskreise, wie der Königin und des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, eng nebeneinander an demselben Hof, sollte man kaum für möglich halten, ohne beider wechselseitige Störung; allein sie blieben völlig getrennt, und selbst die Entgegensetzung konnte, wie es scheint, hier keinen Bezug hervorbringen. Leichter war dieser gefunden, als der Herzog von Marlborough im November nach Berlin gekommen war, um als Abgesandter Großbritan-

niens die Theilnahme Preußens an dem Kriege gegen Frankreich in stärkeren Anspruch zu nehmen. Dieser Held, mit dem Prinzen Eugen von Savoyen in gemeinsamen Siegesthaten wetteifernd, war zugleich ein feiner Hofmann, der dem Geiste wie der Schönheit der Königin wohl zu huldigen verstand. Auch am Hofe zu Hannover hatte Marlborough sich gewandt, ehrerbietig und verbindlich gezeigt, und den vollen Beifall der Kurfürstin gewonnen. Seine Briefe und Gespräche verbreiteten in England nur noch mehr den Ruhm Sophie Charlottens, der durch frühere englische Reisende, welche den Hof von Berlin besucht hatten, schon fest begründet war. Ein andrer angesehener Engländer, Burnet de Kemney, verwandt mit dem berühmten Bischof Burnet, kam im Sommer 1704 ebenfalls nach Berlin. Daß die ehrenfeste Tüchtigkeit dieser Landesgenossen schon damals, wie noch heute, sich fremder Sprachäußerung nicht wohl bequemte, und in ihr leicht einigem Lächeln bloßstand, ersehen wir aus einem Briefe Sophie Charlottens an Leibnitz, wo sie von dem Obengenannten sagt, seit seinem früheren Besuch in Berlin habe er sich sehr zu seinem Vortheil verändert, aber französisch rede er noch wie sonst, und habe unter andern von seiner Reise erzählt, qu'il avoit

fait trois couches en chemin, worüber viel gelacht worden sei.

Die Königin lud auch in diesem Sommer Leibnitz dringend nach Lützenburg ein, seine Arbeiten in Hannover scheinen ihn aber verhindert zu haben. Er verfolgte dort auch ein persönliches Anliegen, den Wunsch, die erledigte Abtei von Ilefeld, so wie auch die Stelle eines Vicekanzlers zu erhalten; da nun der Einfluß der Kurfürstin Sophie gerade damals etwas gehemmt war, so schrieb diese zugleich mit Leibnitz an die Königin, um deren für den Augenblick wirksameres Fürwort anzuregen. Sie versprach sogleich, ihrem Bruder dem Kurfürsten die Sache mitzutheilen, bemerkte aber in ihrer Antwort an Leibnitz, sie handle darin gegen ihren Vortheil, «car si l'affaire réussit, sagt sie, je n'aurai plus le plaisir de vous voir ici: mais je crois qu'en bonne amie je dois mettre vos intérêts devant les miens.»

Wir nähern uns schon dem Zeitpunkte, der ein so edles und schönes Dasein uns in seinem allzufrühen Scheiden zeigt: das Jahr 1704 ist das letzte, das für Sophie Charlotte noch zum vollen Abschluß kommt. Ihr reiches Leben stand in höchster Blüthe, die Güter der Welt und des Geistes umgaben sie;

was früher noch im Kampfe sich dargeboten, hatte als Freiheit oder Entsagung ruhige Gestalt gewonnen; Liebe zu Mutter und Sohn, Glück der Freundschaft, Hoheit der Gedanken, Genuß der Musik, menschliches Wohlwollen und Theilnehmen, erfüllten diesen Lebensherbst, der noch einem Frühling gleich erschien. Doch trübte ihn auch heißer Schmerz, als endlich die Trennung von dem geliebten Sohne Statt finden mußte. Der Kronprinz war schon seit einiger Zeit der Aufsicht Dohna's entzogen, und dieser auf seine Güter nach Preußen geschickt worden. Die Königin war hiemit nicht zufrieden, wiewohl sie gegen den Generalmajor von Finck, welcher nunmehr dem Prinzen beigegeben wurde, persönlich nichts einzuwenden hatte; er kam aus dem Kriege, und war gleichwohl sanfter und freundlicher, als Dohna. Für ihren Sohn hatte die Königin lange gewünscht, daß er vom Hof entfernt würde und auf Reisen ginge. Jetzt, da ihr Wunsch, für ihre Gründe schon zu spät, in Erfüllung ging, und der Kronprinz im Herbste gleich nach dem Herzog von Marlborough abreiste, erst nach Hannover, und von da nach Holland, um dort einen Theil des Winters zuzubringen, und dann nach England überzuschiffen, — jetzt empfand es die Mut-

ter zwar schmerzlich, den Anblick und die Nähe des Sohnes missen zu sollen; aber sie wußte ihr Gefühl zu bemeistern, und willigte in alles, was ihr als des Prinzen Wohl erschien; sie war es hauptsächlich, welche darauf bestanden hatte, daß er nach England überschiffen sollte, wozu der König nur ungern stimmte. Wie tief aber im Innern sie von Zärtlichkeit erfüllt gewesen, wie wehmüthig im Stillen sie ihren Gefühlen nachgehangen habe, läßt sich aus dem einen Zeugniß erkennen, daß man nach der Abreise des Kronprinzen in Lützenburg ein Blatt auf ihrem Schreibtische fand, das ein von ihrer Hand hingezeichnetes Herz und dabei die Worte enthielt: «Il est parti!»

Mutter und Tochter hatten sich bisher fast jedes Jahr, und in manchem mehrmals gesehen, indem jene nach Berlin, oder diese, was häufiger geschah, nach Hannover zu reisen pflegte. Diese lebhaft unterhaltene Gemeinschaft war für beide Fürstinnen ein Theil ihres Lebensglückes, für die gesellschaftliche Annehmlichkeit beider Höfe ein reicher Gewinn, und selbst den Staatsverhältnissen oft vortheilhaft. Dennoch waren diese hohen und kostbaren Besuche von mancherlei Umständen abhängig, und die widrigen zu überwinden bedurfte es nicht

selten hülfreicher Klugheit und Anstrengung. Im Herbste 1704 stellten sich der Reise, welche Sophie Charlotte wieder nach Hannover zu machen wünschte, große Schwierigkeiten entgegen, doch scheinen diese weniger in der Sache selbst, als in den persönlichen Gesinnungen begründet gewesen, welche auf die Entscheidung des Königs einwirkten. Wir haben gesehen, daß die Gräfin von Wartenberg, durch die freundliche Behandlung, welche die Kurfürstin Sophie ihr angedeihen ließ, eine Zeit lang ihr bisher gegnerisches Betragen verändert hatte; allein es lag weder in der Königin Art noch in ihrem Willen, das so gewonnene bessere Vernehmen mit einer Frau, die in allem Betrachte so tief unter ihr stand, und die ihr weder achtungswerth noch sonst anziehend erschien, durch fortgesetzte und wohl gar gesteigerte Aufmerksamkeiten immer auf's neue zu erkaufen. Sophie Charlotte, sobald sie wieder allein ohne die praktisch heitre Mutter war, zeigte sich wie vormals kalt und zurückgezogen, sie hatte nicht die Gabe, sich irgendwie nach außen anders zu stellen, als ihr von innen klar geboten war, und in dieser Wahrheit und Aechtheit ihrer Natur entbehrte sie der größten Vortheile, welche durch geringscheinende Opfer zu erlangen gewesen

wären. Dies war kein Trotz und Stolz, im Gegentheil, ihr Sinn war mild und nachgiebig, ihr Gemüth fügte sich leicht, aber es bedurfte dazu der Nothwendigkeit oder leichter Vermittlung; wo diese fehlten, folgte sie ihrem natürlichen Zuge, sie stellte sich nicht entgegen, sie tadelte nicht hart und streng, aber sie wandte sich ab, wenn ihr eine Richtung mißfiel und ihr Geist sich nicht angesprochen fand. Dies mußte auch die Gräfin nothwendig erfahren, und da sie im Gegentheil die stattgehabte Annäherung nur hätte steigern mögen, so war bald aus der verfehlten Rechnung neue Bitterkeit entstanden. Die Reise der Königin schien jetzt davon abhängig, daß die Gräfin ebenfalls wieder nach Hannover eingeladen würde. Sophie Charlotte that nichts dazu, sich eine solche Begleitung auszuwirken. Die Kurfürstin Sophie nahm aber die Sache praktischer. Sie sah die Nothwendigkeit, in Berlin persönlich wieder vermittelnd einzutreten, und wollte in der schlechten Jahreszeit diese Reise nicht scheuen, um sich nur dadurch den Besuch der Königin für das Karneval zu sichern. Auch in die Bedingung rücksichtlich der Gräfin ergab sie sich, und schrieb an Leibnitz, sie wolle doch lieber, daß ihre Tochter mit der Gräfin, als gar nicht käme.

Die Reise nach Hannover wurde den dringenden Wünschen der Königin nicht ohne Zögern zugestanden, und nach vielen Schwierigkeiten endlich auf den 12. Januar 1705 festgesetzt. Zwei Tage vorher schrieb sie noch eigenhändig an den Kronprinzen, der sich im Haag befand, und ihre Zuneigung und Klarheit drückt sich auch hier einfach und geradsinnig aus; der Brief lautet: «A Berlin ce 10. de janvier 1705. Je ne vous dirai que deux ou trois mots, mon cher fils; car je suis fort occupée avec mon voyage d'Hannovre, pour lequel je pars lundi de Lützenbourg; j'y attendrai, si le roi va encore en Hollande, pour aller avec lui, car il me l'a permis, et avoir le plaisir de vous embrasser; cependant je doute encore un peu qu'il se fasse, car il peut arriver bien des choses entre ci et là. Nous avons eu une grande nouvelle de Vienne, c'est que toute l'armée des rebelles a été défaite par le général Heister le jour du nouvel an; quand le roi des Romains alloit à l'église, le courrier est arrivé avec je crois dix drapeaux des rebelles; tout cela est bon, mais je crains pour le monsieur Désaleurs. Vouz n'avez pas besoin de me faire des présens, mon cher fils, votre amitié

me

me suffit; cependant je vous remercie de ce témoignage de votre souvenir; monsieur Adelsheim ne me l'a pas apporté. Je suis toute à vous. Sophie Charlotte.» Am Tage der Abreise fühlte sie sich unwohl, allein sie verschwieg es, damit nicht der König davon den Anlaß nähme, die ganze Reise zu verhindern. Sie reiste daher ab; ihr Uebel — eine Geschwulst im Halse — verschlimmerte sich aber unterwegs, und sie blieb deßhalb in Magdeburg bis zum 16. Im Augenblick einiger scheinbaren Besserung setzte sie dann die Reise wieder fort, und kam den 18. in Hannover an. Ihre Geistes- und Gemüthsstärke wollte der Krankheit überlegen bleiben, und suchte dieselbe fortwährend zu verläugnen. Anstatt zu ruhen und sich zu pflegen, erschien sie öffentlich am Hof, und ihr starker Willen schien wirklich einige Tage ihr Leiden niederzuhalten. Sie besuchte sogar den Ball, welchen ihr zu Ehren der Komthur von Reden veranstaltet hatte; sie wollte um so weniger diesem Feste fehlen, als dasselbe schon durch die Abwesenheit der Kurfürstin Sophie gestört war, die durch eine Unpäßlichkeit in ihren Zimmern zurückgehalten wurde. In der darauf folgenden Nacht aber wurde die Königin ernstlich krank: die Zufälle schienen zwar nicht bedenklich und

einigen leichten Mitteln zu weichen; aber am 23. Januar trat ein starkes Fieber mit heftiger Entzündung des Halses ein, und am 28. erfolgte abermals eine Verschlimmerung. Erst jetzt wurde der hannöversche Leibarzt Conerding herbeigerufen, der zuerst auch nur leichte Mittel versuchte, am folgenden Tag aber, nach dem eignen Verlangen der Königin, einen Aderlaß verordnete. Die darauf eintretende Erleichterung war indeß nicht von Dauer. Des wohlthätigen und sehr empfohlenen Schweißes wollte die Kranke nicht gehörig achten, es kamen Beklemmungen und Erstickungsanfälle. Ein auf ihr sehnliches Verlangen nochmals versuchter Aderlaß war fruchtlos. Sie erkannte selbst, daß keine Rettung mehr zu hoffen sei. Mit größter Gelassenheit und ohne alle Todesfurcht ergab sie sich in ihr Schicksal; sie bat den Arzt, wenn keine Hülfe mehr sei, möchte er ihr doch etwas Wein zur Stärkung gestatten, und da dies gewährt worden, so wandte sie die schwindenden Kräfte noch zu letzter Thätigkeit. Sie schrieb einen Brief an den König ihren Gemahl, und dankte ihm für die Liebe, welche er ihr stets bewiesen, dann empfahl sie ihm auch ihre Dienerschaft. Sie bezeigte keinerlei Angst noch Unruhe, nur war sie bekümmert

um Nachrichten von ihrer Mutter, die gleichfalls darniederlag. Sie ließ ihren jüngern Bruder Ernst August rufen, und tröstete ihn, der verzweifeln wollte, mit den in ruhigster Fassung gesprochenen Worten: «Der Tod erschreckt mich nicht, schon allzu lange betracht' ich ihn als unvermeidlich.» Nach anderm Bericht wären ihre Worte gewesen: «Es ist nichts so natürlich als der Tod; er ist unvermeidlich, und obgleich mein Alter mich hätte sollen hoffen lassen, noch einige Jahre länger zu leben, so empfinde ich doch keine Betrübniß darüber, daß ich sterben muß.» Sie sprach hierauf eine lange Zeit mit ihm insgeheim, und man bemerkte darauf, daß sie sehr eifrig im Stillen betete. Als ihr älterer Bruder, der Kurfürst, herbeikam, sagte sie diesem mit geisteskräftigem Ton: «Ich sterbe eines glücklichen und gemächlichen Todes.» Auch mit diesem Bruder hatte sie vieles heimlich zu besprechen.

Pöllnitz, den andre Nachrichten hier unterstützen und ergänzen, erzählt nun weiter, der französische Prediger von La Bergerie, dem sie immer wohlgeneigt gewesen, sei hereingetreten, um ihr in ihren letzten Stunden beizustehen; sie habe ihn mit den Worten begrüßt: «Man erkennt seine Freunde in

der Noth; Sie kommen, mir Ihre Dienste anzubieten in einer Zeit, wo ich nicht mehr im Stande bin, etwas für Sie zu thun; ich danke Ihnen dafür!» Und als er einiges Tröstliche zu sagen versucht, habe sie ihm bald erwiedert: «Ich habe seit zwanzig Jahren der Religion ein ernstliches Studium gewidmet, und mit Aufmerksamkeit die Bücher gelesen, die davon handeln; mir ist kein Zweifel übrig. Sie können mir nichts sagen, was mir nicht bekannt wäre, ich kann Ihnen versichern, daß ich ruhig sterbe.» Der anwesende Wundarzt l'Estoc erinnerte sie, daß sie durch Sprechen ihr Uebel verschlimmere. «So leben Sie denn wohl, Herr von La Bergerie! sagte sie noch zuletzt, l'Estoc schilt, er will nicht, daß ich spreche. Ich sterbe als ihre gute Freundin.» Sie wiederholte auch mehrmals die Versicherung, daß sie mit Gott sehr wohl stehe. Nachdem sie darauf einige Stunden still verbracht, nahm sie wieder das Wort und sagte zu Fräulein von Pöllnitz: «Ach, wie viele unnütze Ceremonien wird man für diesen Körper anstellen!» Und als sie ihre Freundin in Thränen zerfließen sah, fuhr sie fort: «Was weinen Sie? dachten Sie, ich sei unsterblich?» Sie segnete hierauf Alle, welche, ihrem Dienst angehörig, in Thränen ihr Bett um-

standen, und sagte ihnen Lebewohl; noch zuletzt rief sie den beiden Kammertürken zu: «Adieu Ali! Adieu Hassan!» Einige Augenblicke später reichte sie ihrem Bruder dem Herzog die Hand, und sagte: «Adieu, mein lieber Bruder! Ich ersticke.» Das Geschwür, das sich im Halse gebildet hatte, war aufgegangen, und sie gab den Geist auf.

Wir haben neben diesem gewiß glaubwürdigen Bericht über die letzten Stunden der Königin einen etwas abweichenden, welchen der französische Prediger, der übrigens nur wegen zufälliger Abwesenheit des deutschen Hofpredigers dessen Stelle versah, selbst aufgesetzt hat, und der so lautet: «In der Nacht vom letzten Januar auf den 1. Februar 1705, zwischen 1 und 2 Uhr Morgens, wurde ich zu der Königin von Preußen gerufen, welche gefährlich krank lag. So wie ich eintrat, warf ich mich gleich zu Füßen ihres Bettes hin, und bezeigte ihr, wie schmerzlich es für mich sei, sie in diesem Zustande zu sehen. Ich nahm nun alsbald Gelegenheit, ihr zu sagen, sie könne jetzt erkennen, daß die Könige und Königinnen nicht mehr noch minder sterblich sind als die übrigen Menschen, und daß sie vor dem Throne der Majestät Gottes erscheinen müssen, um daselbst Rechenschaft von

ihren Handlungen zu geben, so gut wie der Geringste ihrer Unterthanen; worauf Ihro Majestät antworteten: «Ich weiß es wohl.» Ich fuhr fort: «Ihro Majestät müssen auch jetzt die Eitelkeit und das Nichts der Dinge hienieden erkennen, zu welchen Sie vielleicht nur zu sehr hingeneigt gewesen, und die Wichtigkeit der himmlischen Dinge, welche Sie vielleicht vernachlässigt und verachtet haben. Die Königin erwiederte hierauf: «Das ist wahr.» Haben jedoch Ihro Majestät, sagte ich weiter, nicht wahrhaft Ihr Vertrauen in Gott gesetzt? Bitten Sie ihn nicht recht ernstlich um Verzeihung für alle Sünden, welche Sie begangen haben? Nehmen Sie nicht Ihre Zuflucht zu dem Blut und Verdienste Jesu Christi, ohne den es uns unmöglich ist vor Gott zu bestehen? Die Königin antwortete: «Ja.» Mittlerweile war ihr Bruder, der Herzog Ernst August, in das Zimmer getreten. Da er und die Königin zusammen zu reden hatten, so zog ich mich auf Befehl zurück. Nach einiger Zeit stellte ich mich wieder vor dem Bette der Königin ein, um zu sehen, ob ich die Gelegenheit wahrnehmen könnte, mit ihr von ihrem Heil zu sprechen. Aber da sagte mir Herzog Ernst August, das sei nicht nöthig, die Königin stehe gut mit ihrem Gott.

Der Herzog sagte mir am folgenden Tage, er habe, als er mich am Bette der Königin gesehen, sie gefragt, ob sie wolle, daß ich noch mit ihr spräche; sie habe jedoch geantwortet, das sei gar nicht nöthig, sie wisse wohl alles, was man ihr bei solchem Anlasse sagen könne, sie habe sich schon alles selbst gesagt, und sage es sich noch, sie hoffe gut mit ihrem Gott zu stehen. Als endlich eine Ohnmacht eingetreten war, dieselbe, in der das Leben der Königin endigte, warf ich mich an der andern Seite ihres Bettes, dessen Vorhänge geöffnet waren, auf die Kniee, und bat Gott mit lauter Stimme, er wolle seine guten Engel rings um diese große Fürstin ausstellen, um sie vor den Angriffen des Satans zu bewahren; er wolle sich ihrer Seele erbarmen; er wolle sie mit dem Blute Jesu Christi, ihres himmlischen Gemahles, reinwaschen, und sie, nach Vergebung aller ihrer Sünden, in seiner Herrlichkeit aufnehmen, und in diesem Augenblicke starb sie.» Der Bericht des Arztes sagt, sie sei sanft und ohne einige Ungebärden mehr eingeschlafen als gestorben. Wir müssen die Erzählung des Geistlichen noch durch einen Nebenzug ergänzen. Als La Bergerie sich über die Eitelkeiten der Welt, über Hoheit, Krone und Zepter zu sehr verbreitete, und

gerade hierauf den größten Nachdruck legte, sah die Königin ihre Oberhofmeisterin Frau von Bülow lächelnd an, und diese sagte dann laut: «Dies ist der Königin Sünde nicht gewesen!»

Friedrich der Große spricht über den Tod und die Religiosität dieser herrlichen Frau, die er sich auch dem Geiste nach verwandt fühlte, in folgender Art: «Sophie Charlotte, sagt er, hatte eine starke Seele. Ihre Religion war geläutert, ihre Gemüthsart sanft, ihr Geist geschmückt durch das Lesen aller guten französischen und italiänischen Bücher. Sie starb zu Hannover im Schooß ihrer Familie. Man wollte einen reformirten Geistlichen bei ihr einführen. Sie sagte ihm: «Lassen Sie mich sterben ohne daß wir uns streiten.» — Eine ihrer Damen, die sie sehr liebte, zerfloß in Thränen. «Beklagen Sie mich nicht, sagte sie zu dieser, denn ich gehe jetzt, meine Neugier befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibnitz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts, und dem Könige meinem Gemahl bereite ich das Schauspiel eines Leichenbegängnisses, welches ihm neue Gelegenheit giebt, seine Pracht darzuthun.» — Sie empfahl sterbend ihrem Bruder dem Kurfürsten die Gelehrten, welche sie begünstigt hatte.»

Wir finden in diesen drei Berichten, besonders wenn wir die Standpunkte derselben gehörig beachten, mehr Uebereinstimmung als Widerspruch. Sie können alle drei buchstäblich wahr sein, und recht gut neben einander bestehen. In dem Verlaufe weniger Stunden, gegenüber verschiedenen Personen, können die Stimmungen und Ausdrücke sehr wechseln, und alle im Wesentlichen dennoch ein und demselben Seelenzustand angehören. Von welcher Art dieser bei Sophie Charlotten war, und welche Geistessicherheit sie damit verband, läßt auch La Bergerie's Nachricht uns deutlich genug einsehen, und es spricht für seine Wahrhaftigkeit, daß er in einem Falle, wo die Farben so leicht zu verstärken waren, sich mit den unscheinbarsten begnügt hat, in denen gleichwohl Sanftmuth und Lieblichkeit der edlen Fürstin nicht minder wie ihre Geisteshoheit ausgedrückt sind.

Die Bestürzung, den Schmerz und die Trauer über diesen unerwarteten, raschen und frühen Verlust schildern die Zeitgenossen uns mit den stärksten Farben. Ganz Hannover war von dem großen Schlag erschüttert; die Stadt und das ganze Land waren immer stolz gewesen, die schöne und geistreiche Königin mit so vielem Recht als ihnen angehörig zu betrachten. Die Kurfürstin Sophie,

welche schon drei ihrer Söhne überlebt hatte, mußte auch die geliebte Tochter und Freundin in das Grab sinken sehen, dieses Kleinod ihres Hauses, den damaligen höchsten Gipfel desselben in weltlicher Hoheit und geistiger Größe! Sie war selber krank, und ganz untröstlich; die besonderen Umstände, daß die Krankheit durch die Reise, durch die Beeiferung zu diesem Besuch, durch den Wunsch, nur Freude zu bringen, offenbar verschlimmert worden, und daß in solcher Nähe die Tochter dennoch getrennt von der Mutter Armen und Blicken hatte sterben müssen, erhöhten nur der Letztern Schmerz. Der Jammer der Fräulein von Pöllnitz läßt sich aus dem Verhältniß ermessen, in welchem wir sie gesehen haben. Sie blieb in Hannover bei der Kurfürstin Sophie, der gebeugten Mutter zum Trost. Sie war schon früher dem hannöverschen Hofe angehörig, und schloß sich ihm gern wieder an.

Die Trauerbotschaft wurde durch den Oberhofmeister von Bülow nach Berlin überbracht. Der König sank in Ohnmacht, und man mußte ihm zur Ader lassen. Er empfand den innigsten Schmerz, und verbrachte mehrere Tage ohne jemanden sprechen zu wollen. Er schien die ganze Größe des Verlustes zu erkennen, und die Umstände ihres To-

des, so wie ihr Abschiedsbrief an ihn, rührten ihn tief. Den Kronprinzen, der im Begriff war, nach England überzuschiffen, traf die unglückliche Nachricht noch im Haag, und er kam sogleich eiligst nach Berlin zurück. Außerordentlich war die Bestürzung unter den Bürgern in Berlin, alle Stände, das ganze Land bewies durch die innigste Theilnahme, wie sehr die Königin geliebt worden war, wie sehr ihre Tugenden und hohen Eigenschaften auf das Volk gewirkt hatten; man pries laut ihre menschenfreundliche Leutseligkeit, ihr Mitgefühl für das Volk, ihr Wohlthun, wie sie Freude und Anmuth überall verbreitet und nur Gutes und Schönes gepflegt habe. Als der König wieder zu einiger Fassung gekommen war, ging sein ganzes Sinnen einzig darauf aus, das Andenken der Dahingeschiedenen zu verherrlichen. Ihrem Lieblingsaufenthalte Lützenburg gab er den Namen Charlottenburg, ertheilte dem Orte die Rechte einer Stadt, förderte deren Aufnahme, und wandte auf das Schloß und die Gärten fortgesetzte Sorgfalt. Die ganze Dienerschaft der Königin wurde beibehalten und regelmäßig fortbesoldet. Von den Ceremonien aber, die für ihre Hülle Statt finden, und von der zerstreuenden Sorge, welche die Anordnungen

des Leichenbegängnisses ihrem Gemahl geben würden, hatte die Königin richtig geweissagt. Der Leichnam wurde mit großem Trauergepränge am 9. März von Hannover nach Berlin abgeführt. Aller Orten, wo der Zug durchkam, waren dieselben Ehrenbezeigungen angeordnet, die man der Königin im Leben zu erweisen pflegte. Glockengeläut, Geschützfeuer, Truppenaufstellung, Bürgerwachen, Geistlichkeit und Behörden in tiefer Trauer, nichts durfte fehlen; der Sarg wurde jedesmal Abends in der Hauptkirche des Orts auf einem Katafalk ausgestellt, der vornehmste Prediger hielt eine Rede, und die Kirche blieb die ganze Nacht erleuchtet. So kam die Leiche der Königin am 22. März, Abends um 10 Uhr, nach Berlin, und wurde in der alten Schloßkapelle vorläufig niedergesetzt. Hier blieb sie volle fünf Monate stehen, denn so viele Zeit bedurfte es, um mit den Anstalten des feierlichen Leichenbegängnisses fertig zu werden. Dieses wurde endlich am 28. Juni mit dem wundervollsten Gepränge ausgeführt. Pracht und Aufwand waren ungeheuer. Der Katafalk im Dom kostete allein über achtzigtausend Thaler; in gleichem Verhältnisse waren alle übrigen, mit angestrengter Erfindung vervielfachten Zurüstungen und Vorgänge. Die ganze

Feierlichkeit wurde nachher in einem großen Prachtwerke beschrieben und bildlich dargestellt.

Wir kehren zurück zu dem Eindrucke, den Sophie Charlottens Tod verursachte. An allen Höfen war die ungewöhnlichste Theilnahme rege, besonders aber im Haag und in London. Der Kaiser legte Trauer an, noch ehe ihm von preußischer Seite die förmliche Anzeige zugekommen war. Nur der französische Hof legte keine Trauer an, weil, wie Saint-Simon anmerkt, der König von Frankreich in keiner Verwandtschaft mit der Verstorbenen gewesen. Der genannte Schriftsteller führt als besondere Auszeichnung dieser Fürstin an, daß sie niemals des Kurfürsten Annahme der Königswürde gebilligt habe; in welcher Einschränkung dies zu nehmen sei, brauchen wir nicht zu sagen. «Den empfindlichsten Verlust, sagt Pöllnitz, erlitt die preußische Hofwelt; niemand verstand besser, als die Königin, die edleren Vergnügungen zu genießen und anzuordnen; sie kannte jederman, wußte genau die Geburt und das Verdienst eines jeden, und ihr Benehmen drückte sorgsam die angemessenen Unterscheidungen aus. Stolz und verbindlich zugleich, verstand sie es, wie niemand sonst, den Hof um sich her zu gestalten und zu beleben; und tugendhaft, ohne kleinlich zu

sein, wußte sie der galanten Artigkeit, durch welche allein sich ein Hof angenehm und fein erhält, stets die richtigen, oft schwer bestimmbaren Schranken vorzuschreiben. Dies alles änderte sich jetzt, und der Hof bekam eine steife, freudenlose Gestalt.»

Jeder unsrer Leser hat ohne Zweifel schon längst an Leibnitz gedacht. Er war noch in Berlin, durch Geschäfte dort zurückgehalten, als die Königin nach Hannover abreiste, und wahrscheinlich sollte er dorthin bald nachkommen. Noch am 31. Januar hatte er an sie geschrieben, und ihr gedankt, daß ihre Verwendung bei dem Könige ihm wegen seiner Bemühung mit der Akademie ein Geschenk von tausend Thalern ausgewirkt; da schon üble Nachrichten von ihrem Unwohlsein ihn beunruhigten, so hatte er seinen Brief so geendigt: «J'espère que les voeux des peuples auront plus de force, et qu'en me mettant bientôt aux pieds de Votre Majesté je la trouverai entièrement guérie.» Die Kurfürstin Sophie, unfähig die Feder selbst zu führen, ließ ihm durch den Abbate Mauro schreiben, und trug ihm auf, wenn ihm, wie sie vermuthe, ihre Briefe an die Königin vor deren Abreise zu verwahren gegeben worden, so möchte er sie, wiewohl für niemanden etwas Nachtheiliges darin

stände, doch nicht in andre Hände kommen lassen. Das schöne Verhältniß des Vertrauens und der Anhänglichkeit, welches auch in diesem Zuge ehrenvoll für Leibnitz bezeugt ist, war öffentlich so anerkannt, daß er in Berlin von den Gesandten und andern hohen Personen förmliche Beileidsbesuche empfing. Er schrieb am Tage des Empfanges der Todesnachricht, am 2. Februar, aus Berlin an den Freiherrn von Goriz: «Votre Excellence peut juger, combien la triste et fatale nouvelle de la mort de la reine me doit avoir frappé. Tout le monde avoue que parmi les particuliers je suis un de ceux qui y perdent le plus, et jusqu'aux ministres étrangers on me le marque. Cependant ce n'est pas tant ma perte que j'y puis faire par rapport à mes intérêts qui me touche, que celle que je fais dans la mort d'une princesse si accomplie en ce qu'il n'y avoit point de satisfaction égale à celle de la voir. Le roi m'a fait porter hier un présent de mille écus. Mais quand ce seroit dix fois davantage, il ne diminueroit pas le sentiment du grand malheur que nous avons appris ce matin par l'arrivée de M. de Bülow. Je suis en balance s'il est bon pour moi de n'avoir pas été à Hannovre pen-

dant ce triste accident. Si j'y avois été, j'aurois peut-être suggéré certaines choses; mais par mon absence j'ai évité ce qui me pouvoit donner une émotion des plus fortes et des impressions vives et ineffaçables. Les incomparables qualités de la reine n'en laissent que trop; mais le soleil dans son midi n'en pouvoit faire que des agréables, au lieu que son occident m'auroit rempli l'esprit d'un noir chagrin de longue durée. Mais il ne faut penser, s'il est possible, qu'à célébrer sa mémoire et à rendre justice à une des plus accomplies personnes de la terre. Je n'ose point écrire à madame l'électrice ne sachant pas l'assiette de son esprit. Je ne doute point que Votre Excellence ne soit de ceux qui ont le plus de part aux mesures qu'on aura prises pour lui diminuer le sentiment de ce grand malheur, et je vous laisse juger, monsieur, si vous trouvez à propos de lui marquer quelque chose de mon zèle et de faire connoître à la cour que j'attends l'arrivée de M. d'Ilten pour voir si je recevrois quelques ordres.» Deßgleichen schrieb er an die gemeinsame Freundin Fräulein von Pöllnitz: «Je juge de vos sentiments par les miens; je ne pleure point, je ne me plains point, mais

mais je ne sais où j'en suis. La perte de la reine me paroît un songe, mais en me réveillant de mon assoupissement je ne la trouve que trop véritable. Votre malheur ne passe le mien en rien du tout, excepté que vous avez des sentiments plus vifs et que vous avez été frappée de près du commun malheur. C'est ce qui m'encourage à vous écrire et à entreprendre de vous prier de modérer votre douleur s'il est possible, afin qu'elle ne soit nuisible. Ce n'est pas d'un noir chagrin que vous honorerez la mémoire d'une des plus accomplies princesses de la terre; c'est en l'admirant que nous le pourrons faire, et le monde raisonnable sera de moitié avec nous. Ma lettre est plus philosophe que mon coeur, et je ne suis pas en état de suivre exactement mes propres conseils; mais ils n'en sont pas moins raisonnables. J'attends M. d'Ilten avant que de partir, et je suis avec respect, mademoiselle, votre Leibnitz. P. S. Le roi paroit inconsolable, toute la ville est dans une espèce de consternation. Je n'ose point écrire à madame l'électrice ne sachant point l'assiette de son esprit.» Späterhin, als er an die Prinzessin von Ansbach, gleichfalls seine Freundin und

Schülerin, die nachmals als Königin Karoline den englischen Thron zierte, einen Brief über die wahre Frömmigkeit schrieb, versicherte er, daß die Königin, im Bewußtsein einer solchen Frömmigkeit, mit ruhigem Gemüthe gestorben sei. Pöllnitz merkt noch an, daß Leibnitz der Königin die Grundsätze der natürlichen Religion beigebracht, und sie diese mit gewissenhafter Sorgfalt ausgeübt habe, wie ihr denn gewiß nicht vorzuwerfen sei, irgend Ungerechtigkeiten begangen zu haben: indem wir das letztere vollkommen gelten lassen, dünkt uns das erstere doch der Erklärung zu bedürfen, daß Philosophie und Christenthum in Leibnitz durchaus nicht entzweit waren, vielmehr in ihren tiefsten Grundlagen und höchsten Ergebnissen ganz übereinstimmten, und somit die Frömmigkeit und Gewissensruhe der Königin eben so christlich als philosophisch zu nennen sind. Wenn Friedrich Wilhelm I später einmal zu Morgenstern gesagt hat: „Meine Mutter war gewiß eine kluge Frau, aber eine böse Christin," so können wir auch hiebei nur auf den Standpunkt hinweisen, aus dem dieses nicht zu rechtfertigende Wort hervorgeht. Der Bischof Ursinus von Bär wußte ihre Religiosität besser zu würdigen. Er sagt in der auf die Königin gehaltenen Leichenpre-

digt, sie habe geglaubt, daß die Religion, wie sie auch auf den Münzen der alten Heiden vorgestellt werde, am besten verhüllt erscheine. In der That, sie vermied sorgfältigst, ihre ächte Frömmigkeit allzu scheinbar hervortreten zu lassen. Doch ging sie auch im Verbergen nicht zu weit. Sie versäumte den eingeführten Gottesdienst nie, und liebte gute Predigten, wie sie denn auch die beiden Prediger Lenfant und Beausobre verpflichtet hatte, abwechselnd jeden Sonntag in der Schloßkapelle zu Lützenburg zu predigen, wofür sie dieselben aus eignen Mitteln besoldete.

Noch oft in der Folge kommt Leibnitz in seinen Briefen auf diesen Tod und den Verlust zurück, der ihn dadurch betroffen, und immer spricht er in den ruhmvollsten und rührendsten Ausdrücken von dem Geiste, dem Gemüth und dem Wirken Sophie Charlottens. An die Markgräfin von Ansbach schreibt er am 18. März 1705 aus dem noch so nahen schmerzlichen Anlaß folgende Betrachtungen, aus denen zugleich hervorgeht, welcherlei Frömmigkeit ihm und seiner Schülerin beizumessen ist: «Je suis persuadé, non par des conjectures légères, mais par des démonstrations nécessaires, que tout est réglé par une substance, dont

la puissance et la sagesse sont du suprême degré et d'une perfection infinie: de sorte que si dans l'état présent nous pouvions entendre l'ordre, que Dieu a mis dans les choses, nous verrions, qu'on ne sauroit rien souhaiter de mieux, non seulement en général, mais même en particulier, pour tous ceux qui ont un véritable amour de Dieu et toute la confiance qu'il faut avoir en sa bonté. Et c'est ce que nous enseigne la Sainte Écriture conformement à la raison, en disant, que Dieu fait tout tourner au bien de ceux qui l'aiment. Or il est bien visible, que l'amour n'est autre chose que l'état où l'on trouve son plaisir dans les perfections de l'objet aimé. Et c'est ce que font ceux, qui reconnoissent et goûtent ces perfections divines, et la justesse, justice et beauté accomplies en tout ce qui plait à Dieu. Si nous étions assez pénétrans déjà, pour voir cette merveilleuse beauté des choses, ce seroit une science, qui feroit la jouissance de notre béatitude. Maintenant que cette beauté est cachée à nos yeux, et que même nous sentons mille choses qui nous choquent, qui causent de la

tentation aux foibles, et du scandale aux malinstruits, notre amour de Dieu et notre espérance ne sont encore fondées que dans la foi, c'est-à-dire dans une assurance de raison, mais qui n'est pas encore accompagnée du visible, ni vérifiée par l'expérience des sens. Voilà en quoi consistent les trois vertus chrétiennes. Foi, espérance et amour, prises dans leur généralité et constituant l'essence de la piété que Jésus-Christ nous a divinement bien enseignée conformement à la souveraine raison et où la nôtre ne parvient gueres sans la grace divine quoiqu'il n'y ait rien de si raisonnable.» So schreibt er am 10. Juli 1705 an Wilhelm Wotton, Doktor der Theologie zu Cambridge, folgende, aus dem Lateinischen hier deutsch wiedergegebene Stelle: «Die Bestürzung, in welche mich der Tod der Königin von Preußen versetzt hat, ist Ursache gewesen, daß ich meinen Briefwechsel mit Ihnen und mit andern Freunden in diesem Jahre nicht wie gewöhnlich fortsetzen gekonnt. Diese Fürstin erwies mir solche Gunst und Gnaden, daß meine Hoffnungen und Wünsche weit überboten wurden. Niemals hat man eine klügere und leutseligere Fürstin gesehen. Sie

verlangte, daß ich oft um sie wäre, würdigte mich oft ihres Gesprächs, und da ich zu dieser Glückseligkeit gewöhnt war, so ist mir die allgemeine Trauer aus einer besondern Ursache noch empfindlicher gewesen. Als sie in Hannover die Welt verließ, war ich in Berlin, weil ich ihr nicht gleich hatte folgen können. Je weniger wir nun eine so traurige Nachricht vermutheten, je schmerzlicher wurden wir gerührt. Wahrlich, ich bin einer gefährlichen Krankheit sehr nahe gewesen, und ich habe mich mit Mühe wieder erholt. Diese große Königin besaß eine unglaubliche Wissenschaft höherer Dinge, und die außerordentlichste Begier immer mehr zu erforschen; ihre Unterredungen mit mir gingen dahin, ihre Wißbegier immer mehr zu befriedigen, und die Welt würde dereinst großen Nutzen davon gesehen haben, hätte nicht der Tod sie uns so früh geraubt.»

Die Königin starb in ihrem siebenunddreißigsten Jahre. Nach ihren körperlichen Anlagen hätte sie, gleich ihrer Mutter, ein hohes Alter erreichen können. Das Aeußere ihrer Person haben wir aus der Schilderung Tolands ersehen können. Alle Zeitgenossen stimmen überein, daß ihre Schönheit außerordentlich gewesen, und Ehrfurcht und Bewun-

derung geboten, der Ausdruck aber ihrer seelenvollen klaren Züge nur Zuneigung und Vertrauen eingeflößt habe. Wiewohl klein von Gestalt, und zuletzt etwas stark, hatte sie doch ein hohes, würdevolles Ansehn. Einen eignen Zauber gab es ihrem Gesicht, daß aus den reinsten blauen Augen liebliche Sanftmuth blickte, während das dunkelschwarze Haar Stärke und Fülle andeutete, im Gegensatze wechselseitig gehoben und gemildert. Ihren Geist und Karakter sehen wir in allen mitgetheilten Thatsachen unverkennbar ausgedrückt, und brauchen keine besondere Schilderung davon hier nachzuliefern. Die Liebenswürdigkeit und Güte ihres Wesens wird, wie uns dünkt, glücklich zusammengefaßt in den Worten, die wir über sie gesagt finden: «Sie war in einem hohen Grade Meisterin von ihren Leidenschaften, und das so weit, daß sie auch ihre Ungnade niemanden, als auf eine einnehmende Weise anzeigte; hiernächst auch so bescheiden, daß wenn sie jemanden Gutes gethan hatte, sie sehr ungern den Dank dafür annahm.» Wir fügen hinzu: sie gehörte zu den seltnen Menschengebilden, an denen der Blick sich ungetrübt weidet, und die man so lange als möglich auf der Erde verweilen zu sehen wünscht, denen aber gerade dann

oft nur eine kurze Erscheinung vergönnt ist. Selbst die höchste Lebenssphäre war für Sophie Charlotte nur eine niedere, aus der ihr ganzes Dasein emporstrebte.

Als eine Eigenheit wird von ihr bemerkt, daß sie an einem Sonntage zur Welt gekommen, und vieles Wichtige ihr auch ferner am Sonntag begegnet sei, am Sonntage wurde sie getauft, vermählt, am Sonntage starb sie, ja sogar die Beisetzung erfolgte an diesem Tage. Der Aberglaube hat auch noch als eine Vorbedeutung des ihr in Hannover bestimmten Todes den Umstand aufgefaßt, daß kurz vor ihrer Abreise dahin ein Armband mit den Haaren ihres Gemahls und mit dessen Namenszug und Kurhut, welches sie immer am Arme trug, unvermuthet zur Erde fiel, indem ein Oehr ausgebrochen war.

Der König hatte seine Gemahlin, auf deren Schönheit und Ruhm er auch in den Zeiten kalter Zurückziehung den größten Werth setzte, alle Vierteljahr mahlen lassen. Von ihren Bildnissen befindet sich ein größeres in Charlottenburg, als dessen Mahler Weidemann genannt wird; drei kleinere sind auf der Kunstkammer in Berlin, ein Emailbild von Samuel Blesendorf, ein Reliefbrustbild von

Elfenbein, und ein Miniaturbild auf einer Bernsteindose. Ein Gemählde von Leygebe, welches eine schon von König Friedrich I gestiftete Tabacksgesellschaft vorstellt, zeigt auch Sophie Charlotten, die einen brennenden Fidibus in der Hand hält, und dem Gemahl, der sich zu ihr hinbeugt, mit gefälliger Anmuth die Pfeife anzündet. Wir sehen die Königin hier durch hohe Schönheit und edle Haltung ausgezeichnet. Nach damaliger Sitte, welche sie überhaupt, wie es scheint, sehr wohl kleidete, trägt sie Stirne und Brust sehr frei, die schönen schwarzen Haare aber, troß der Sitte, ohne Puder. Auf vielen Denkmünzen ist sie abgebildet. Eine derselben, vom Jahre 1691, zeigt auf der Rückseite eine Biene, mit der Beischrift: «Mon devoir fait mon plaisir.» Eine andere, vom Jahre 1694, durch den berühmten Künstler Raimund Falz geprägt, giebt den Spruch von Claudianus: «Nec in ulla sede morantur majestas et amor» — in dieser Veränderung: «In una sede morantur majestas et amor.» Dieser Denkmünze erwähnt auch Leibniz, und zwar bei Gelegenheit eines Sinngedichtes, welches bei dem Tode der Königin jenen Spruch in seine ursprüngliche Gestalt wieder einsetzt. Diese von Leibniz angeführten Verse sind

wahrscheinlich von ihm selbst verfaßt; ihr Ton und Ausdruck widerspricht dieser Annahme nicht, und deßhalb schalten wir sie hier ein:

«Vor diesem sah ich zwar den Dichter Claudian
Vor eitel und bethört in dem Gedanken an,
Daß er frei ausgesagt, wie Majestät und Liebe
Niemaln vorgestellt auf Einem Throne bliebe;
Die große Königin der Preußen, fiel mir ein,
Könnt' uns ein Gegensatz bei seiner Regel sein;
Ich fand auch, daß ein Faltz von ihr dergleichen Gaben
Mit aller Billigung in harten Stahl gegraben.
Doch, da der Himmel sie, sein Unterpfand, entreißt,
So seufz' ich: Claudian hat leider recht geweißt,
Daß Huld nebst Majestät zwar dann und wann bekleibe,
Doch niemals lange Zeit allhier beisammen bleibe.»

Auf den Tod der Königin sind acht Denkmünzen geprägt worden, in der Ausführung ungleich, aber alle in der Erfindung schwach.

König Friedrich schritt nach dreijährigem Wittwerstande zur dritten Ehe mit einer Prinzessin von Mecklenburg-Grabow, und lebte nach Sophie Charlotten noch acht Jahre. Ihr Sohn der Kronprinz bestieg im Jahre 1713 als König Friedrich Wil-

helm I den preußischen Thron; im folgenden Jahre ihr Bruder Georg Ludwig als König Georg I den großbritannischen, und in demselben Jahre, am 8. Juni 1714, starb ihre Mutter die Kurfürstin Sophie, welche die geliebte Tochter noch neun Jahre überlebt hatte; ihr Tod war leicht und sanft, ohne Arzt und Geistlichen, wie sie stets gewünscht hatte; im vierundachtzigsten Lebensjahre noch rüstig im Garten zu Herrenhausen spazirengehend, fiel sie plötzlich der Gemahlin ihres Enkels, der ihr geistverwandten Prinzessin Karoline, entseelt in die Arme. Leibnitz starb im Jahre 1716 am 14. November zu Hannover. Fräulein von Pöllnitz lebte daselbst viele Jahre von einem Jahrgehalte des Königs von Großbritannien, und machte im Jahre 1722 einen Besuch in Berlin, bei welcher Gelegenheit die Markgräfin von Baireuth in ihren Denkwürdigkeiten sehr übel von ihr spricht, aber zugleich die persönlichen Unannehmlichkeiten erzählt, welche das offenbar ungerechte Urtheil verursachten.

Von Sophie Charlottens Nachlaß hat sich wenig erhalten. Das erwähnte Armband ist auf der Kunstkammer. Ein Klavier, welches ihre Kousine, die Herzogin von Orleans, ihr als Geschenk zugesandt, wurde lange verwahrt. Ein Flakon mit gold-

nen Stäben überkreuzt, welches sie viel gebraucht haben soll, befindet sich in Privatbesitz. Ihre Handbibliothek wurde der Königlichen Bibliothek einverleibt. Aus ihren Musikalien machte späterhin Friedrich Wilhelm I eine Auswahl, und gab diese auf die Königliche Bibliothek. Zufolge eines Befehls von Friedrich dem Großen erhielt seine Schwester, die Prinzessin Amalia, sie von daher ausgeliefert. Von ihr hätte sie, gleich ihren andern Büchern und Schriften, das Joachimsthal'sche Gymnasium erben sollen, sie fanden sich aber nicht, sondern nur die Verzeichnisse. Aus diesen sieht man, daß in der Sammlung die besten Werke der damals berühmtesten italiänischen Meister waren, des Corelli, Abbate Stefani, Attilio Ariosti, Stradella, Cesarini, Alessandro Melani, Scarlatti, Bonaventura, Nardini, Monza, Luigi di Mantua, Pistochi, Buononcini, Gasparini, Gianettini und vieler Andern. Wohin diese gekommen, so wie die vom Könige damals nicht ausgewählten, ist unbekannt.

Die Handschrift der Königin ist merkwürdig; große, schwungvolle Züge, gerundet und frei, ordnen sich in feste Klarheit, leicht lesbar, dem Ueberblick angenehm. Sie muß sehr viel geschrieben haben, ohne deßhalb gern die Feder zu führen, die

ihr

ihr mehr hinderlich als bequem gewesen scheint. Die Rechtschreibung ist, wie in jener Zeit bei fast allen Nichtgelehrten, und oft auch bei Gelehrten, sehr vernachlässigt. Von ihren zahlreichen Briefen sind einige noch in den Archiven vorhanden, die meisten aber verbrannt, welches Leibnitz in einem Briefe vom 7. Juli 1707 an Johann Albert Fabricius bitter beklagt; in deutscher Uebersetzung lautet diese Stelle: «Hätten die Leute nicht aus übelverstandener Vorsicht die meisten der von der Königin geschriebenen oder an sie gerichteten Briefe verbrannt, so dürften wir sie denen der Königin Christina von Schweden leicht gegenüberstellen. Eine Anzahl derselben sind jedoch wohl hin und wieder aufbewahrt, und unter diesen auch einige an mich selbst, in denen sich die Geisteskraft der fürstlichen Frau und ihr wunderbar zu den Wissenschaften emporgerichtetes Gemüth erkennen läßt.» Die Briefe der Königin an Leibnitz kamen nach dessen Tode in den Besitz des Philosophen und Mathematikers Ludwig Bourguet zu Neufchatel, der sie herauszugeben dachte, jedoch diesen Vorsatz nicht ausführte.

Die gleichzeitigen Reden und Gedichte auf Sophie Charlottens Tod vermag jetzt niemand zu lesen. Der damals berühmte Benjamin Neukirch

und der sonst nicht unbegabte Johann von Besser lieferten nur geschmacklosen Schwulst, der gar oft in Plattheit verfiel. Auch die französischen Verse von Larrey, und die holländischen von Andreas Hollebeck zu Dordrecht, sind nicht anders zu bezeichnen. Es wäre der heutigen Kunst würdig, der großen Königin ein Denkmal zu setzen, das in demselben Charlottenburg sich erhöbe, wo sie selber sinnig und froh gelebt, und wo der andern Königin von Preußen, welche ein Jahrhundert später ebenfalls durch Schönheit und Seelenhoheit ein Vorbild weiblicher Vollkommenheit geworden, ein herrliches Grabmal gestiftet ist. Den Preußen gereicht es zum gerechten Stolz, in der Reihe ihrer Fürstinnen zwei solche Frauen zu zählen, deren Auszeichnung und Bedeutung weit über die Gränzen des Vaterlandes leuchtet und wirkt. — Daß solche Tugenden und Gaben uns fortwirkend vor Augen stehen, und sich vielfach erneuern, dürfen wir getrost erkennen, und mit Zuversicht verheißen. —

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

Handschriftliche Notizenblätter des verstorbenen Professors Wippel.

Deßgleichen von Herrn Professor Preuß und Herrn Dr. Guhrauer.

Mémoires pour servir à l'histoire de Sophie-Charlotte, Reine de Prusse. Par M. Erman. Berlin 1801. 8.

Die Behandlung ist in breiter Redseligkeit verworren und geschmacklos; schmeichlerischer Schwulst hebt alles Scharfe und Eigenthümliche auf. Aber daß König Friedrich Wilhelm II aus eignem Antriebe die Briefe der Königin Sophie Charlotte dem Verfasser zum Druck gegeben, verleiht der Schrift den größten Werth. Erman ist übrigens nur genau, wo es Sachen der französischen Kolonie gilt, sonst ununterrichtet und oberflächlich. Daß er nichts vom Abbate Mauro wissen und auf gut Glück ihn Moro nennen will, bezeugt, daß er sich bei Leibnitz nicht umgesehen.

Merkwürdigkeiten aus der brandenburgischen Geschichte. Erstes Stück, von Daniel Heinrich Hering. Breslau, 1798. 4.

Darin: „Einige Anekdoten und Karakterzüge von der Königin in Preußen Sophie Charlotte." Der Verfasser hat auch handschriftliche Nachrichten benutzt.

Neue Berlinische Monatsschrift, von Biester. Berlin und Stettin, 1799. Zweiter Band. December. 8.

Enthält die Geschichte der letzten Krankheit der Königin, und Bemerkungen des Professors Markus Herz darüber; daß die Königin nicht gehörig behandelt worden, scheint gewiß; doch dürfte auch mancher, von Markus Herz hier ausgesprochene Tadel noch zu beschränken sein.

Ein Band Trauerschriften auf den Tod der Königin Sophie Charlotte. (Königliche Bibliothek zu Berlin.) Folio.

Beschreibung des Mausolei, so Seine Majestät der König in Preußen zur Ehre des immerwährenden Andenkens vor deren Gemahlin Sophie Charlotte allhier in Ruhm aufrichten lassen. Berlin, 1705. Folio.

Christ-Königliches Trauer- und Ehrengedächtniß der allerdurchlauchtigsten Frauen Sophien Charlotten Königin von Preußen. Cölln an der Spree. o. J. Folio.

Rehtmeiers braunschweigische Chronik. Theil 3. Kap. 90. Leben des Herzogs Ernst August Bischofs von Osnabrück.

Sophie Churfürstin von Hannover im Umriß. Von Johann Georg Heinrich Feder. Hannover, 1810. 8.

Außer dem Verdienste, viele bis dahin ungedruckte Briefe zu liefern, hat die kleine Schrift auch das einer klaren und ruhigen Darstellung. Aber die Geschichtskenntniß ist mangelhaft; wie denn der Verfasser durch sein Fragezeichen bei dem Worte "Wirthschaft" (eine Art von Hoffesten bezeichnend) nur sichtbar werden läßt, daß er nie die Schriften von Canitz und von Besser aufgeschlagen hat.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni, electoris brandenburgici libri XIX. Lips. et Berolin. 1733. Fol.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici III electoris brandenburgici. Fragmentum. Berolini 1784. Fol.

Friedrich der Dritte, Kurfürst von Brandenburg, erster König in Preußen, dargestellt von Franz Horn. Berlin, 1816. 8.

Bei allem gutgemeinten deutschen Eifer nicht immer genau. Hertzberg hatte den Pufendorf, von dem hier die Rede ist, längst herausgegeben. Der Abschied Sophie Charlottens vom Kronprinzen ist irrig ꝛc.

Johannis Friderici Crameri historiae divi Friderici I Borussorum regis e numismatibus fragmentum.

In: Collectio opusculorum historiam Marchicam illustrantium, das ist: Sammlung von allerhand ꝛc. Nachrichten und Schriften. (Von Küster.) Berlin, 1730. 8. Stück 8 und 9.

Chr. H. Gütther, Leben und Thaten Friedrichs des Ersten, Königs in Preußen. Breslau, 1750. 4.

Histoire de Frédéric Guillaume I Roi de Prusse. Par M. de M. (Mauvillon). Amsterdam et Leipzig, 1741. 2 Voll. 12.

Friedrich Wilhelm I König von Preußen. Von Friedrich Förster. Potsdam, 1834, 1835. 3 Thle. 8.

(David Faßmann's) Leben und Thaten des Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten Königs von Preußen Friderici Wilhelmi. Erster Theil. Hamburg und Breslau, 1735. Zweiter Theil, Frankfurt und Hamburg, 1741. 8.

Ueber Friedrich Wilhelm I. Ein nachgelassenes Werk vom Hofrath und Professor Morgenstern. s. l. 1793. 8.

Mémoires de Brandenbourg par Frédéric II.

Lettres de Frédéric II à M. de Voltaire.

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, margrave de Bareith, soeur de Frédéric le grand. Brunswick 1810. 2 Voll. 8.

Mémoires de Charles Louis baron de Poellnitz. Liège 1734. 3 Voll. 12.

Nouveaux mémoires du baron de Poellnitz. Francfort, 1738. 2 Voll. 12.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg royale de Prusse. Écrits par Charles Louis baron de Poellnitz. Berlin, 1791. 2 Voll. 8.

Mémoires originaux sur le règne et la cour de Frédéric I roi de Prusse. Par Christophe comte de Dohna. Berlin, 1833. 8.

Ritratti della casa elettorale di Brandenburgo. Da Gregorio Leti. Amsterd. 1687. 2 Voll. 4.

Relation von den Königlichen Preußischen und Chur-Hannöverischen Höfen, an einen vornehmen Staats-Minister in Holland überschrieben von Mr. Toland. Aus dem Englischen ins Teutsche übersetzet. Franckfurt, 1706. 8.

Anekdoten vom französischen Hofe. Aus Briefen der Madame d'Orleans Charlotte Elisabeth. Straßburg, 1789. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français. Par M. M. Erman et Reclam. Berlin, 1782 — 1799. 9 Voll. 8.

(Friedrich Nicolai's) Beschreibung der Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. Berlin, 1786. 3 Thle. 8.

Altes und Neues Berlin. Von G. G. Küster. Berlin, 1737. ff. 4 Thle. Fol.

Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin. Dritter Theil. Berlin, 1795. 8.

Zur Geschichte von Berlin und seinen Bewohnern unter der Regierung des Königs Friedrich I und des Königs Friedrich Wilhelm I. Von Fr. Wilken.

Im Berliner historisch-genealogischen Kalender für 1822 und 1823.

Des Herrn von Besser Schriften. Herausgegeben von Johann Ulrich König. Leipzig, 1732. 2 Thle. 8.

Des Freiherrn von Canitz Gedichte. Von Johann Ulrich König. Berlin, 1765. 8.

Benjamin Neukirchs Gedichte. Berlin, 1710. 12.

Karl Friedrich Pauli's allgemeine preußische Staatsgeschichte. Halle, 1760 ff. 8 Thle. 4.

Samuel Buchholtz Geschichte der Churmark Brandenburg. Berlin, 1765 ff. 6 Thle. 4.

Geschichte Preußens von Ludwig von Baczko. Sechster Band. Königsberg, 1800. 8.

L. T. Spittlers Geschichte des Fürstenthums Hannover seit den Zeiten der Reformation bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Göttingen, 1786. 2 Bde. 8.

Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Leibnitzischen Philosophie, von Karl Günther Ludovici. Leipzig, 1737. 2 Thle. 8.

Leben des Freiherrn Gottfried Wilhelm von Leibnitz, an das Licht gestellt von Lamprecht. Berlin, 1740. 4.

Johann Erhard Kapp's Sammlung einiger vertrauten Briefe zwischen Leibnitz und Jablonski ꝛc. Leipzig, 1745. 8.

Commercii epistolici Leibnitziani selecta specimina edidit Joannes Georgius Henricus Feder. Hannoverae, 1805. 8.

Magazin für das Kirchenrecht, die Kirchen und Gelehrten-Geschichte. Von Georg Wilhelm Böhmer. Göttingen, 1787. Erster Band. 8.

Georg Friedrich Händels Lebensbeschreibung, übersetzet vom Legationsrath Mattheson. Hamburg, 1761. 8.

Bayerische Staatsbibliothek München

Mémoires du duc de Saint-Simon. Paris, 1829. 20 Voll. 8.

Im vierten Theil eine Stelle.

Mémoires de Gourville. Maestricht, 1782. 2 Voll. 12.

Oeuvres diverses de M. Thomas. Amsterdam, 1768. 2 Voll. 12.

Im zweiten Theile: Eloge de René Descartes.

Oeuvres complètes de Descartes, publieés par Victor Cousin. Paris 1824. 8. Tom 1 et 3.

Bibliothèque germanique ou histoire littéraire de l'Allemagne etc. Amsterdam, 1720 sqq. 8.

Im ersten Band: Mémoire abrégé sur la vie et les ouvrages de feu M. de Larrey.

Theatrum europaeum. fol.

Neues Hannoversches Magazin. 1808 ff. 4.

Hallische Allgemeine Litteraturzeitung. 1805 ff. 4.

Göttingsche gelehrte Anzeigen. 1810 ff. 8.

Leipziger Litteraturzeitung. 1811. 4.

Der Freimüthige. Berlin, 1812, 1818. 4.

Der Preußische Hausfreund. Berlin, 1810. 4.

Wadzecks-Blatt. Berlin, 1810. 4.

Gedruckt bei A. W. Schade.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Varnhagen von Ense, Karl August

Leben der Königin von Preußen Sophie Charlotte

Berlin 1837

Biogr. 1105 r
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067037-7